This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

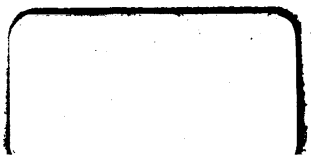
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 08242978 2



Auch ein Scherflein „sui generis“ für die Wiener Ausstellung!

DER

HINKENDE TEUFEL

IM

OSTINDISCHEN ARCHIPEL

(DEN HOLLÄNDISCHEN COLONIEN: SUMATRA, JAVA, BORNEO ETC.)

ODER

MEMOIREN EINES WIENER ARZTES

VON

Dr. JOS. BECHTINGER,

PRAKTISCHER ARZT IN ALEXANDRIEN (EGYPTEN), AUTOR DER WERKE: „EIN JAHR AUF DEN SANDWICH-INSELN“, „OST-AFRICA, DER ABESSINISCHE FELDZUG“ „DIE CHINESISCHE PIRATEN-INSEL FORMOSA“.

Mit einem Stahlstich.

Im Selbstverlage.

(Zu haben bei den grösseren Buchhandlungen in Wien und bei **F. Hoffmann** in Alexandrien, Egypten).

1873.

East Indies (Dutch) - Description and travel, 1850

DER

HINKENDE TEUFEL

IM

OSTINDISCHEN ARCHIPEL.

BFK
(Beahtinger

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Die Verlassenen am Grabe ihrer Mutter Betti Bechtinger,
gest. in Syngapore am 24. Oct. begraben am 25. Oct. 1871.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Auch ein Scherflein „sui generis“ für die Wiener Ausstellung!

DER

HINKENDE TEUFEL

IM

OSTINDISCHEN ARCHIPEL

(DEN HOLLÄNDISCHEN COLONIEN: SUMATRA, JAVA, BORNEO ETC.)

ODER

MEMOIREN EINES WIENER ARZTES

VON

DR. JOS. BECHTINGER,

PRAKTISCHER ARZT IN ALEXANDRIEN (EGYPTEN), AUTOR DER WERKE: „EIN JAHR AUF DEN SANDWICH-INSELN“, „OST-AFRICA, DER ABESSINISCHE FELDZUG“, „DIE CHINESISCHE PIRATEN-INSEL FORMOSA“.

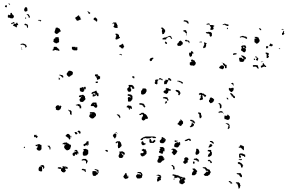
Mit einem Stahlstich.

Im Selbstverlage.

(Zu haben bei den grösseren Buchhandlungen in Wien und bei **F. Hoffmann** in Alexandrien, Egypten).

1873.

55304A



An den Leser.

In jener Bucht des Rothen Meeres (von den Arabern im Mittelalter „Bahr-Kulgum", von den Römern „Clysma", das heutige *Suez*, richtiger Bah-Sueïs genannt), wo die immer schwächer werdende Fluth die flache seichte Küste kaum bespült, den sandigen Grund kaum durchtränkt und der Pilger nur 12 Kilometer zu den Quellen Moses hat — konnte man in einer mondhellen Winternacht eine trauernde seltsame Gruppe erblicken....

Bereits seit einer Stunde zählte man das neue Jahr 1872!

Ein für jene südlichen Himmelsstriche ungewöhnlich eisiger Nordwind hatte von der öden, auch bei Tage wenig belebten Küste jedes lebende Wesen verscheucht...

Selbst die Rhede, die doch stets voll fremder Fahrzeuge wimmelt, sich hier vom fernen Westen und

Gilhofer 19 Nov. 1921 (appr.)

Osten begegnend — war jene Neujahrs-Nacht sonderbarer Weise leer.

Ein Dampfschiff allein — das die Flagge *(M. M.)* aufgehisst und trotz Stürmen und Gegenwinden in den indisch-chinesischen Wässern, im Suez-Canal endlich glücklich angelangt war — unterbrach die unheimliche Stille jenes Küstensaumes! Bald lichtete aber selbst dieses Fahrzeug, nachdem es ein Boot abgesetzt und keine Ladung, keine Passagiere für die Weiterfahrt am Ufer antraf, sofort die Anker, um den heimathlichen Gewässern zuzusteuern.

Während dem spielte sich am Strande unter den paar zurückgelassenen Passagieren eine ergreifende Scene ab!

Zwei noch im zartesten Alter sich befindende Mädchen, welche, von den Tropen kommend, den eisigen Frost von ihren Gliedern vergebens abzuschütteln trachteten, umklammerten die Knie eines Mannes und suchten in ihrer Engelsunschuld Trost zu spenden, den sie ja im Gegentheil so nothwendig selbst bedurften. Der Mann jedoch, gegen solche Liebesäusserung scheinbar unempfindlich, hielt den Blick starr gegen Osten gewandt — es schien, als ob er das Schicksal beschwören möchte, etwas Unwiderrufbares gut zu machen.

Seine thränenbefeuchteten Augen blickten gegen die Millionen funkelnden Welten hinauf, um den Augenblick ungeduldig zu erwarten — wenn sie erblassten ....

Hierauf drückte er schluchzend die lieben Wesen, die ihn umklammert hielten, fester und fester an seine Brust und liess den Kopf traurig sinken ....*)

---

*) Es war in jener düsteren Lebenslage, als im Verfasser (der seine Frau in Syngapore und ein Kind auf dem Eilande Ceylon verlor — einem Schiffbrüchigen ähnlich an die ägyptischen Gestade geschleudert) der Vorsatz reifte, seine letzten Erlebnisse, speciell einige nähere biographische Skizzen zu veröffentlichen. Im harten Kampf um das Dasein — um das tägliche Brod war es ihm jedoch — trotz einer rasch gesicherten anständigen Praxis kurz nach seiner Ankunft in Alexandrien — vorläufig unmöglich, auch den zweiten und dritten Band (obwohl das Manuscript fix und fertig da liegt) der Veröffentlichung zu übergeben, ja es ermangelte ihm selbst die nothwendige Zeit, die er ausschliesslich seinen Berufspflichten widmen musste, das Manuscript dieses ersten Theiles abzurunden, abzupoliren und gefälliger für den Leser zu ordnen, der gewiss mit den später zu erscheinenden Bänden, welche die Fortsetzung des hinkenden Teufels enthalten, zufriedener gestellt sein dürfte!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Werk beginnt mit den Erlebnissen des Verfassers nach seiner ersten Heimkehr — anno 1868.

Inhalt.

Seite

I. Ankunft in Europa, nach fünf vollen Wanderjahren! Wie der Verfasser in Wien aufgenommen wurde und wie er sich entschlossen, sammt Weib und Kindern Europa wieder zu verlassen. 1

II. Worin auf curiosem Wege reiner Wein eingeschenkt wird, auf welche Weise der Verfasser, nach seiner ersten Weltfahrt, zu Frau und Kind gekommen ist . 22

III. Die Festung Haderwyk 53

IV. Ein holländischer Cyclop! 61

V. Ankunft in Marseille und Abfahrt nach dem Indischen Archipel 66

VI. Worin der hinkende Teufel zum ersten Male seine Sporen versucht! 87

VII. Meine „erste" Reise nach Java! Ein eigenthümliches geographisches Bild dieser Insel. 104

VIII. Skizzen über das indische Leben. — Die holländisch-ostindische Metropole „Batavia" und Thorheiten . . 126

Seite

IX. Wie ein deutscher Arzt auf Java empfangen und wie er um sein ganzes Hab und Gut gebracht wurde. — Ausflug des Verfassers nach dem Innern dieser Insel. — Leben daselbst. — Des Vicekönigs Tivoli: Buitenzorg (Boghor) 162

X. Ein Wolkenbruch. — Ein javanisches Buffet im Hochgebirge. — Flüchtiger Ueberblick über die Eingeborenen des Archipels. — Die Nationalgarde in Batavia u. s. w. 235

XI. Abreise von Java. — Rückkehr nach Syngapore. — Die weltberühmte Zinn-Insel: „Bangka", ihr Hafen Müntok. — Die liliputanische Residenz daselbst . . 267

I.

Ankunft in Europa, nach fünf vollen Wanderjahren! Wie der Verfasser in Wien aufgenommen wurde und wie er sich entschlossen, sammt Weib und Kindern Europa wieder zu verlassen.

(Conf. Analecten: Buch I, Cap. 16.) Der Meister sagte: „Ich bin nicht traurig, weil mich die Welt nicht kennt, sondern traurig will ich sein, weil ich die Welt nicht kenne.“ *

Nach meiner ersten Weltumseglung, — die ich weniger nach Art eines Weincommis oder irgend eines nach blossen Neuigkeiten schnappenden Reisetouristen oder auf sichern Expeditions-Kriegsschiffen zurückgelegt, deren Regierung ihre Naturforscher selbst auf den Fidji-, Salomon-Eilanden, unter den Papuas Neu-Guineas, unter

* Ich habe für dies Werk keine bessern Mottos als — chinesische.

den Bewohnern arktischer Regionen mit materiellen Mitteln zur Erhaltung der physischen Kräfte genügend subventioniren und deren Geist (durch die Anregung gemeinschaftlicher Arbeit, durch die Aussicht auf Belohnung und Auszeichnung, die sie bestimmt bei der Retourfahrt daheim erwarten) anspornen — dachte ich, mich endlich auf europäischem Boden meinem Fache und meiner kleinen Familie wiedergegeben zu haben!

Wie Synbad, dem Seefahrer, wurde mir jedoch ein Strich durch die Rechnung gemacht; mein langer Aufenthalt in den Tropen, die Afrikagluth der abessinischen Gestade, welche in den Wintermonaten das Quecksilber ununterbrochen von 112 bis auf 118° Fahrenheit (33—36° Réaumur) hinauftreibt, hatte meinen Körper ziemlich empfindlich gegen die frische nordische Luft gemacht.

Als ich Jahre später heimgekehrt, wie Brutus die Alma mater küsste, hatte mir dieser Kuss die rauhe Herbstluft Europas eingehaucht, und mir einen anständigen Bronchial-Catarrh auf den Hals gezogen — der, weit entfernt nachzugeben — durch die schöne Vindobonaluft fort und fort angefacht, endlich meinen ganzen Kehlkopfapparat durch die heftigsten Hustenanfälle zu zersprengen drohte.

Das war kritisch! Und ich musste nolens-volens, durch Kehlkopfspecialisten nebenbei urgirt, nach wärmeren Klimaten ziehen.

Das Uebel nahm auch von Tag zu Tag einen so drohenden Charakter an, dass ich zu allerletzt ganz aphonisch meinen „farewell„ in die Ohren meiner Patienten flüstern musste, um überhaupt gehört zu werden.

Ich hielt mich bereits an das bequeme Leben, das ich während voller 18 Monate in Europa genoss, ziemlich fest angeklammert. Sollte ich es nicht, nachdem ich in der guten Schule der Strapazen — die ich in den Sümpfen Virginias und Mississippis, im Wirrwarr der mexikanischen Expedition, in dem modernen ptolemäischen Feldzug der Engländer in Ost-Afrika u. s. w. durchgemacht — gewitzigt worden, auch in materieller Beziehung das Gute gehörig zu würdigen verstand.

Nun sollte ich denn neuerdings fort, hinaus in die Fremde! Neue Sorgen! Neuer Kummer und Schmerz.

Wie anders, wenn die Phantasie des Auswanderers, der seine heimathliche Stätte verlässt, ungehindert den Adlerflug nimmt, — und wie anders, wenn Erfahrungen aller Art, die reelle Seite des Lebens, jene Schwungkraft lähmen, die Fittige kürzen.

Ich war nicht in Crösuslage, um in Palermo, Nizza oder im egyptischen Caïro eine oder zwei Saisons mit Familie durchzubringen, um mir daselbst meinen Balsam zu holen!

Soll ich aufrichtig sein? Es waren auch andere Gründe da!

Welche Hoffnungen aller Art hatten mich nämlich nicht beseelt, als ich nach langen Wanderjahren wieder die heimathlichen Fluren begrüsste! Und welche Enttäuschungen folgten hierauf?!

Wie wollt' ich nun als stahlfest erprobt den dornigen Weg des Lebens, durch vielseitige Erfahrungen geleitet, zu geistiger und physischer Arbeit angespornt, dahinwandeln.

Enttäuschungen aller Art sind das Loos des irdischen Daseins.

Jetzt strebte ich nach dem — was ich früher von mir stiess.

Noch jung, fand ich gleich dem ewigen Juden in keinem Erdenwinkel Rast noch Ruhe; möchte dieser noch so ein Eden sein, möchten die übrigen Verhältnisse sich noch so reizend und noch so verlockend gezeigt haben — ich verliess meinen Wanderstab nie!

— — ich weiss, ich darf nicht klagen,
Ich hab' es selber so gewollt:
Es hat auch mir in jungen Tagen
Das Glück die Kugel zugerollt;
Es bot mir Gold — ich wollte Eisen,
Gunst bot es mir — ich wollte Recht;
Kopfschüttelnd sahn es alle Weisen:
Herr wollt' ich sein und wurde Knecht.

Es gibt Menschen, von Haus aus mit solchen Schwärmergefühlen begabt, von welchen sie trotz aller Schicksalstücken nie los werden können! Lasset sie nackt, brodlos, verbannt sie arm in die Fremde; lasst Unglück aller Art über sie kommen, sie bleiben unverbesserlich — sie scheinen für dieses irdische Leben, dieses Jammerthal kaum geschaffen! Manche, und diese sind die Glücklichsten, bewahren ihren Frohsinn — unbekümmert um Alles, was um sie vorgeht, bis in ihre alten Tage; Seemöven ähnlich, die regungslos auf schäumenden Berg- und Thalwogen einherschwimmend ruhig der Zerstörung um sich zusehen.

Andere, nicht minder Glückliche, sind jene, welche es nicht begreifen, wie man fünf Minuten von seiner Wohnstätte sich entfernen könne, um eine Grotte, einen jähen Abgrund oder eine herrliche Aussicht zu bewundern. —

„Haben Sie diese Merkwürdigkeit gesehen, jenen Wasserfall bewundert, diese eben angekommene, aus seltenen Thieren zusammengesetzte Menagerie besucht?“ fragt man sie. Man wird euch stets mit der grössten Gemüthsruhe zur Antwort geben: „ich kann es mir ja wohl denken, es mir vorstellen, wozu denn hingehen, wozu die Belästigung und die Auslagen?“

Ich bin unverbesserlich und werde eine gewisse Naivität manchen Dingen gegenüber nie verlieren.

Ich wollte von meinen ersten halsbrecherischen Reisen à tout prix meine kleinen Erlebnisse und Beobachtungen, die ich hie und da gesammelt, dem Publikum zum Besten geben. Ist dies nicht verzeihlich?

Wer erschliesst nicht gerne seinem Freunde sein Innerstes? Wenn ihn auch alle verkennen, alle verdammen, eine Seele begreift ihn, ein Herz schlägt für ihn. Welcher Trost! Ich jedoch habe keine Freunde! Confucius hatte auch keine, der sagte (Buch I, Cap. VIII): „Habe keine Freunde, selbst dann nicht, wenn sie deinesgleichen sind.“ Und der Türke: „Glücklich wer einen Freund in der Noth hat — glücklicher jedoch, der die Hülfe seines Freundes nie braucht.“

Als meinen Busenvertrauten habe ich das Publikum gewählt! daher meine Sehnsucht, ihm Leid und Freud, welche die innersten Triebe meines Seelenlebens erregen, offen darzulegen — leicht begreiflich!

Und welche Leiden, welche Entbehrungen, welche Reisen eines Mannes in Gegenden, wo jeder Ankömmling, gleichviel welcher Nationalität und welcher Profession, welchen Alters und Standes, stets für alles Andere, nur nicht für einen Ehrenmann angesehen wird, hat er keine Empfehlungsbriefe!

Welcher Sterbliche bildet sich, unter solchen Um-

ständen glücklich heimgekehrt, auf sein Elaborat nicht Etwas ein? Wer ist nicht Egoist?

Selbst heut zn Tage, wo Bücher wie Pilze dem Boden entwachsen, wer lässt sich davon abschrecken, mag er der Anspruchloseste unter den Bescheidenen, der Schüchternste unter den Rücksichtsvollen sein?

Jeder liebt das Licht, glücklich derjenige, der im Focus glänzt.

Ich hatte gut mir selbst zu wiederholen: „Dein Erschafftes ist weit entfernt, allgemeine Befriedigung zu finden, wie vermochtest du es auch, aller Mittel entblösst, fremd in der Fremde, verlassen wie ein Strohhalm im Sturme, mit ruhigem Studium deine Aufgaben zu lösen? Wer hat dir dabei geholfen? Welche Trostworte waren für dich da in der Stunde der Arbeit und Noth?“

Unter dem Drucke von derlei Vorwürfen richtete ich doch immer und immer meine Schritte bald zur Wiener Akademie, zur geographischen, anthropologischen und etnologischen Wiener Gesellschaft — ich wollte ja was ich selbst erlebt, was ich mit Gefahr meines Lebens, meiner Gesundheit und specieller finanzieller Nachtheile selbst beobachtet hatte, jenen beobachtungsgierigen Mitgliedern, welche die entferntesten Schlupfwinkel der Erde ausspüren, Männer mit grossem Kostenaufwand hinschicken, um Neues zu erfahren, als einen kleinen originellen Obolus darbringen.

Ich machte die Rechnung ohne den Wirth! Man lachte mir unter die Nase! Man staunte nur über meine Naivität! Was ich frug? Es waren wenige Ries Papier zum Drucke!!

Ja, ein Mitglied sagte mir unter vier Augen: „Um Himmelswillen, was fällt Ihnen ein? Wenn es noch im Sinne des Severinus-Vereines geschrieben wäre, so hätte man wenigstens das Druckpapier, — was in unteren Räumen vermodert, dazugegeben!“

Geduld! Geduld! rief man mir zu; während Heine mir mit den Worten lächelnd entgegentrat:

Gaben mir Rath und gute Lehren,
— — — — — — — — — —
Sagten, dass ich nur warten sollt',
Haben mich protegiren gewollt.

Aber bei all' ihrem Protegiren,
Hätte ich können vor Hunger crepiren,
Wär' nicht gekommen ein braver Mann;
Wacker nahm er sich meiner an.

Braver Mann! er schafft mir zu essen,
Werd' es ihm nie und nimmer vergessen!
Schade, dass ich ihn nicht küssen kann,
Denn ich bin „selbst“ dieser brave Mann!

Wehe dem Anfänger im Spiele, dem das Glück lächelt — die Karten bleiben von nun an seine Lebens-

gefährten, Einer verlässt den Andern keinen Augenblick mehr!

Ich ignorire diese Gefahren, denn ich zog stets das Freie den rauchgefüllten Räumen, das Natürliche dem Künstlichen, die Natur dem Spiele vor, wesshalb ich auch von den Holländern und Indobatavern als ein unvollkommener Mensch, als ein Barbar verschrien wurde — da sie höchstens nur jenen Ausländer als vollkommen und wohlerzogen erachten, der mit l'Hombre, Ecarté und Whist, abwechselnd mit Sopi und Peit, Schnaps und schäumendem holländischen Receptie-Bier die Abende und Nächte durchzubringen geneigt ist. (Welcher Colonist kennt nicht jenes das Glas mit Schaum sofort erfüllende Receptie-Bier, von dem man mit einer einzigen Flasche zwei Dutzend durstige Gäste à la Bosco billig tractirt?)

Hätten alle meine erste Broschüre, wie Dr. K..... in New York in einem nichts weniger als schmeichelhaften Pseudo-Yankeebrief bekrittelt, da ich seinen Temperenzlern und Temperance Societies zu nahe trat, so wäre, wie bei jenem unglücklichen Spieler und seinem ersten Schachzug, mit dieser einzigen Broschüre auch meine liliputanische literarische Laufbahn beendet gewesen.

So aber hielt eine Recension im Abendblatte der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ (9. November 1869) über meine Broschüre: „Ein Jahr auf den Sandwich-

Inseln"* einen kleinen Schriftstellerfunken glimmend, der vielleicht ewig fortgeschlummert, — hätte der bekannte Schweizer Carl Rittmayer (Triest) mir nicht bei der Veröffentlichung dieses Werkes in der Hoffnung unter die Arme gegriffen, dass mir dadurch auch die Aussicht auf eine tüchtige Praxis nicht fehlen könne; denn von den Triestinern, meinen Compatrioten, war in „dieser" Beziehung wenig zu hoffen. Zwischen Bigotten, kleinlichen Krämern und Enthusiasten für charlatanes Auftreten war keine Wahl zu treffen.

Um zu beweisen, dass ich diese Worte nicht vielleicht aus den Wolken greife, entnehme ich Folgendes der „Wiener medicinischen Presse" (1871), so weit es eben nur in mein Fach einschlägt.

In andern Fächern könnten ebenfalls solche Gespenster auftreten, — manches rare Stückchen zum

---

* Ein Mucker, Mitglied des deutschen Vereins zu Melbourne — hatte sofort die Recension des Abendblattes, als es dahin per Mail ankam, verschwinden lassen, um die Citate über das Missionärtreiben im Auslande — und ziemlich arg geht es auch auf Victoria, überhaupt wo Engländer sind, zu — nicht seinen geehrten Brüdern daselbst lesen zu lassen.

Sollten diese Zeilen je die Ehre haben, sich dahin zu verlieren, so kann sich jeder Deutsche daselbst ganz einfach durch das Nachschlagen des Buches von dem Sachverhalte persönlich überzeugen.

Besten geben. Ich überlasse Schilderungen hierüber diesen Fantomen!

„Ueber das Glück Unbefugter in der ärztlichen Praxis. (Wien. M. P.) Vom Volke vergöttert, von den Patienten angebetet, von deren Verwandten reichlichst beschenkt, von den Aerzten beneidet, kehrt sie in ihre Heimath zurück — Frau Regina Dal Cin, die Tochter eines Todtengräbers, — mit einem Peterspfennig von 10,000 fl. im Sack und ihrem Don Pedro zur Seite."

„Auch die Ehren blieben nicht aus. Gestern speiste sie an der Tafel des Bürgermeisters, morgen überreichen ihr die Bürger Triests ein Album mit mehr als 3000 Unterschriften, und schliesslich votirte ihr der Gemeinderath noch eine Dankadresse und ein Geschenk von 100 Napoleond'ors."

Darauf ein anderes Capitel der „Wiener Zeitung":

„Selbst im Jahre des Heils 1871 ist der Glaube an Wunder noch nicht verschwunden. Evviva la Dal Cin tönt es in allen Strassen Triests und wenig fehlt, dass die heissblütigen Italiener nicht den göttlichen Ursprung ihrer neuen Heiligen aus ihren Wunderkuren herleiten. Wenn erst so eine Geschichte recht in Scene gesetzt ist, geht sie ganz ausserordentlich gut, — wenn auch nur für eine gewisse Zeit."

„Wer erinnert sich nicht des Jubels, als Landolfi

Hoch und Niedrig mit seiner Pasta von bösen Krebsgeschwüren heilte und heutzutage wird sie — mehr der Curiosität halber — hie und da noch verwendet. Zum Wunderdoktor wandern die Kranken zu Tausenden, aus denen er sich die geeignetsten Fälle aussucht, und wenn ihm in der That eine Besserung gelingt, so ist das Aufsehen ungeheuer — denn er hatte es ja nicht gelernt und ist desshalb zu keinem Erfolg verpflichtet."

„Der Arzt aber muss nicht nur jeden Kranken in Behandlung nehmen, er muss auch Jeden heilen."

„Wozu wäre er denn da?"

„Wenn ihm die Kur gelingt, so ist das kein Verdienst, sondern seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Wenn sie aber misslingt — — — wehe ihm."

„Jeder Augenarzt wird bestätigen, dass ihm ein verlorenes Auge mehr schadet, als ihm 50 brillante Erfolge nützen."

„Wenn das grosse Publikum dem Wunderdoktor nachläuft, so ist das seine Sache und es wird der Rückschlag nicht ausbleiben, — wenn aber Aerzte selbst an solche Wunderkuren glauben, wie es zum Theil in Italien der Fall zu sein scheint, so kann man nicht mehr nur wie ein bekannter Venetianischer Chirurg fragen: «soll ich mich noch erst von der Wahrheit überzeugen, wenn man mir sagt, dass am Markusplatze ein Esel herumfliegt», sondern wir müssen untersuchen,

welcher Mittel sich der Esel bedient, um den Leuten das Fliegen vorzutäuschen.“ — —

Vorübergehend gesagt, hat sich die ganze Kunst la Dal Cin's darauf beschränkt, in was sie der ganz gewöhnliche englische und amerikanische Bonesetter übertrifft.

Nur in Italien hat sie Aufsehen erregt und die Triestiner Löwen, Krämer und Bürgermeister in polichinelartige Höhe hinaufgetrieben, so dass man sie jetzt marionettenartig als Curiosa im Strahlenkranze ihrer Blamage von unten angaffen kann. Keine Stadt hat sich zu einem solchen Eifer und zu solcher Anbetung reinen Charlatanismus emporschwingen können; dazu kamen die Local-Zeitungen!

Ist dies nicht für alle braven Triester Aesculap-Collegen eine öffentliche Ohrfeige? Doktoren, die Jahr aus Jahr ein beim Magistrate vergebens um eine Erhöhung ihrer jährlichen Besoldungen von 200—400 fl. von nur einigen Gulden petitioniren, und in recht zarter Weise zur Thüre hinausgewiesen werden? Dieser La del Cin-Streich jedoch verewigt den Triester Bürgermeister sammt seinem bezopften Chor!

Muss sich nicht ein Jeder kränken, seine ganze Jugend in anstrengenden Studien verbracht zu haben, um im späten Alter von seinen Mitbürgern statt Dank Hohn und Schmach und Zurücksetzung vor Seiltänzern zu ernten?

Es wirft auf die Intelligenz und den Gesittungsgrad Triests zum mindesten gesagt ein sehr trauriges Licht, dass in dieser kleinen Provinzialstadt — Pardon, wollte ich sagen: einer der grossen Seestädte Europas! — sich 3000, sage dreitausend solche „aufgeklärte“ Köpfe in dem Album dieser Todtengräberstochter und Beinsetterin verherrlichten!!

Man hat mir oft vorgeworfen, dass ich mich nicht ruhig daheim niedergelassen, dass ich fort — — — und nicht mit den Wölfen hätte heulen wollen! Ist dies unter solchen Zuständen überhaupt Jemandem zuzumuthen.

Ich antworte auf diese Zumuthungen mit Robert Prutz:

Sie säh'n es gern, ich würde kirre
Und beugte stumm mich niederwärts,
Sie machten gern mein tapferes Herz
In seinem stolzen Glauben irre.

Sie sagen mir: es ist vergebens,
Du änderst nicht den Lauf der Welt,
Knecht bleibt sie doch; nur dir vergällt
Hast du den Sommer deines Lebens.

Wohl, sei es so! Sich fügen lerne,
Wem Fügsamkeit genügen kann,
Auch Demuth schmücket ihren Mann,
Ich aber folge meinem Sterne.

Da hilft kein Rath, da hilft kein Wählen,
Ich kann nicht anders, wollt' ich auch:

Die Freiheit ist mein Lebenshauch,
Sie ist die Seele meiner Seelen.
So lasst mich meine Bahn vollenden,
Wie sie auch sei, mein Ziel ist mein;
Ja, sollt' es auch ein Irrweg sein,
Ich will ihn doch mit Ehren enden! —

Während dieser ganzen Zeit lebte ich in Wien — berühmt dadurch, dass ich in der Kohlmessergasse wohnte (wer kennt nicht den Mord in der Kohlmessergasse daselbst?). Des Abends fand ich mich am liebsten in einer kleinen Kneipe („Zum blauen Hirschen", Josephstadt) ein, wo ich meine biographischen Skizzen desshalb am liebsten niederschrieb, weil ich mich dort vor mehr als anderthalb Decennien auf demselben Fleck mit anatomischen, physiologischen, pathologischen und chirurgischen Notizen auf die Rigorosen vorbereitet und tüchtig gebüffelt hatte.

Fast anderthalb Dutzend Jahre waren wie Seifenblasen verschwunden! Der lern- und wissbegierige Jüngling, der alles Fremde und Neue, was ihn umgab, mit jener poetischen, sein Alter charakterisirenden Wissensbegierde und Naivität bewunderte, war nach anderthalb Decennien ein Greis, wenn auch nicht an Jahren, so doch an Erfahrungen und Enttäuschungen aller Art geworden. Es hatte sich so Manches mit ihm ereignet, seine Anschauungen über Welt und Menschen, seine

Begriffe über Recht und Unrecht geändert, seinen Eifer, seine Naturliebe, wenn nicht erkaltet, so doch abgestumpft!

An selige Tage dachte ich,
An Glück zu früh entschwunden,
Wo schnell wie die Stunde der Tag verstrich,
Jetzt schleichen die Tage wie Stunden.

Ein Stern ging auf in später Nacht,
Und zitterte kalt durch's Dunkel,
Er hat die Nacht nicht hell gemacht
Mit seinem bleichen Gefunkel.

Und steigen auch in der Zeiten Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen wie Sterne auf,
Sie zeigen nur — dass es Nacht ist.

Ich fand in der Josephstädter Kneipe denselben gutmüthigen Wirth, dieselben Schuster- und Schneidervereine wieder, wie dazumal, welche über Fortschritt, Lohnerhöhung, Böhmen und Russland plaidirten und mich mit ihren derben Rufen nach Wein und Bier schier aus meinen in andern Hemisphären herumvagirenden Gedanken aufschreckten, und selbst zum ungarischen Pörkel-Ragout wacker zuriethen.

Ich muss noch heute über meine Naivität lächeln, womit ich mit meinen Schriften, Büchern und Dokumenten

und meinen fünf Wiener Diplomen unter dem Arme mich um eine Anstellung zu suchen zum Referendarius Czoedig (Wien, Stadt, Herrengasse) begab, um ihm mein Gesuch um eine ärztliche, eben vacant gewordene Stelle im Narrenhaus zu Klosterneuburg (per Bahn ½ Stunde von Wien) persönlich zu überreichen. Welche Ehre?

Ich hörte bald unter der Hand, dass er mit meiner Person vollkommen zufrieden sei, da, wie er sagte, „Narren eine grosse Statur imponire", und auch ich dachte mir beim Weggehen, dass keine Stelle besser für mich passe, als die eines particulieren geneesheern im Narrenthurme, nachdem ich so viele Narren in der Welt gesehen und behandelt hatte!

Ich war aber diesem braven, aus der österreichischen Armee (warum, ich weiss es nicht) quittirten Officier — der sogar auf eine Ministerstelle reflectirt — doch noch nicht „Narr" genug, denn einige Zeit später, als ich ihn wieder sah, sagte er mir, dass die Stelle leider einem mehr befugten Candidaten hätte ertheilt werden müssen, und er sein Bedauern desshalb ausdrücke.

Gemachte Erkundigungen belehrten mich jedoch, dass dieser mehr befugte Candidat ein mit genauer Noth herausgerutschter neugebackener Rigorosant wäre, dessen nächste Verwandte mit der Geistlichkeit in Klosterneuburg auf dem besten vertrauten Fusse stände und

äglich zweimal in die Kirche ginge. (Denn der Ort ist ein Stift mit mehreren hundert Einwohnern, die vom Stifte leben.)

Der vom Schiffbruch Gerettete hat im sichern Hafen für seinen mit den stürmischen Wogen noch immer kämpfenden Nebenmenschen nicht mehr dasselbe Mitgefühl, wie er in gemeinsamer Gefahr es auf den schwankenden Brettern auf hoher See hatte, wo Beide vor dem Tode gleich zitterten!

Der bekannte Novara-Reisende gab mir bei dieser Gelegenheit zwei Empfehlungskarten, eine an Dr. Hebra, den Dermotologen, und die andere an Dr. Sigmund, den Syphilidologen, mit. (Ich bewahre sie noch immer als Andenken.)

Ich lief verblüfft nach Hause, um so schnell wie möglich mein sechs Fuss langes nacktes Ich — der die relativen anamnestischen Daten nicht vergessen — einer scrupulösen ärztlichen Durchmusterung zu unterziehen: ob irgend ein verwünschter specifischer Ausschlag, von dem ich bei Gott gar Nichts wissen sollte, oder überhaupt eine tropische Hautkrankheit an mir bemerkbar wäre, um das Wort: „συς-φιλος" etymologisch an mich bestens referiren zu können. Der Schöpfer jedoch weiss, wie ich jene Nacht mit dem ruhigen Bewusstsein, dass Alles in Ordnung wäre, eingeschlafen bin und trotz aller

bösen syphilitischen und krätzigen Geister bis spät in den Morgen hinein fortschlief und von den „guten“ alten Zeiten träumte!

Zu all diesen Albernheiten kam noch mein zerrütteter Gesundheitszustand. Sollte ich nun gegen das Unmögliche ankämpfen? Wäre ich Fatalist, so hätte mich das Alles einigermassen beruhigt. Es musste so sein! All right. Es konnte nichts geändert werden.

„Also, wenn es nicht anders geht“, rief ich meiner kleinen Familie zu, „lasst uns fort! Irdische Fatalität scheint mit himmlischer Fügung zu meinem Verderben Hand in Hand gehen zu wollen!“

„Ich habe zwei wichtige Briefe in meiner Hand .....“ rief ich Frau und Kindern zu: „eine Stelle nahe bei Adrianopel von der türkischen Regierung offerirt, und hier ein Brief vom österreichischen Gesandten F. M. L. Bar. Langenau, worin mir die bewusste Stelle in Indien angeboten wird, in der wir getrost unserer Zukunft entgegensehen sollen.“

„Wähle das Erste“, rief meine Frau, die gleichsam eine entfernte dunkle Ahnung haben musste, dass das Letzte auch für sie die letzte Stunde enthalte.

Mit fatalistischer Entscheidung entschloss ich mich jedoch für Indien, obwohl ich auch keinen grossen Treffer mit den „Türken“ gemacht hätte.

(Warum? Von den 82 in den siebziger Jahren meist aus Wien nach der Türkei engagirten österreichischen Aerzten sind Viele, da man ihren Neuerungsanordnungen unüberwindliche Schranken entgegensetzte, sie andererseits jedoch nicht gewillt waren, in diesem fürchterlichen Schlendrian mitzuarbeiten, wieder zurückgekehrt! Jahr aus, Jahr ein sitzt eine grosse Zahl derselben in Constantinopel, läuft täglich in das Seraskeriad, beschwert sich täglich, wird täglich vertröstet, bleibt monatelang in Constantinopel, erhält schliesslich eine andere Garnison, geht nach dieser ab, um — nach drei bis vier Monaten wieder zu kommen und den alten Klagegesang abermals anzustimmen! Einigermassen zufrieden sind nur die in Constantinopel selbst Garnisonirten.)

„Also, lasst uns fort und die Satisfaction, die mir die holländische Regierung anträgt, annehmen."

Welche Satisfaction? Wird sich der Leser fragen! Davon in späteren Capiteln!

Jenen Abend brachten Frau und Kinder im Weinen zu. Wer verlässt auch gern die Heimath? Per Bacco!

Ich allein schien regungs- und theilnahmslos!

Der Mann bekämpft die stürmischen Erregungen seiner Brust mit stoischen Gründen, nichtssagenden Ausreden — ein Philosoph verbirgt oft die Wahrheit mit absurden Hypothesen und Calculen. Das Weib lässt ungestört ihren Gemüthswallungen freien Lauf, ist den

äusseren Eindrücken zugänglicher, überlässt sich frei dem Schmerze und tritt aus dem Kampfe sehr oft siegreich hervor.

„In der Ertragung des Unglücks gleicht der Mann der Eiche, das Weib dem zarten Rohre. Ersterer unterliegt endlich der Gewalt des Sturmes, — Letztere übersteht es sich beugend!“

Das Bewusstsein, im fernen Auslande mit Ausdauer, Geduld und Energie rascher für die Zukunft meiner Familie zu sorgen, ihr durch eine praktische Weltanschauung, durch Reisen gleichsam eine peripatetische Erziehung zu Theil werden lassen, stählte mein Herz und machte es gegen Thränen unempfindlich.

Man ging schnell zu den Vorbereitungen über, und ich reiste Tags darauf nach Haderwyk (in Holland) ab. Hier sollte ich, wie man bald sehen wird, alle meine Angelegenheiten schnell ordnen, hierauf zurückkehren, die Familie abholen und dann von Wien nach Marseille und Niederländisch-Indien — unserem endlichen Bestimmungsorte — abreisen.

Es ist hier am Platze, den Leser in wenigen Worten Etwas mit meinen Familienangelegenheiten, speciell mit meiner Familie, vertraut zu machen, derer ich ja in meinen früheren Memoiren mit keinem Sterbenswörtchen Erwähnung gethan!

II.

Worin auf curiosem Wege reiner Wein eingeschenkt wird, auf welche Weise der Verfasser, nach seiner ersten Weltfahrt, zu Frau und Kind gekommen ist.

Mencius (Buch V. Das Buch der Dichtung Wau-Chang) fragt:

Wie muss sich ein Mann benehmen, wenn er ein Weib nimmt?

Er muss zuerst die Eltern davon in Kenntniss setzen.

ollte dieses Capitel nicht ernst geführt werden? Ich möchte vorübergehend Jeden, der sich ein bischen zwischen Crinolinen bewegt, zu fragen mich beeilen, wie Viele Mencius gefolgt sind.

Heirathet man jung — jung gefreit hat Niemand gereut — thut man wohl, diesen Satz nicht zu vergessen, heirathet man alt, so ist noch grösserer Grund vorhanden. Aeltere Leute machen gewöhnlich dümmere

Streiche als junge. Eines Freundes Rath dabei lohnt sich der Mühe. Wer sollte aber der beste Freund, der beste Rathgeber bei einem das ganze Leben so beeinflussenden Schritt sein? Gewiss Niemand als die Eltern! Leider sind es oft gerade diese, welche, durch verkehrte Ansichten geleitet, sich durch zu strenge Erziehung das Theuerste, was sie besitzen, die Liebe ihrer Kinder, entfremden.

„Wenn Vater und Sohn sich gegenseitig zürnen — sagt Mencius in seinem Buch Le-Low — so steht die Sache schlimm. Zwischen Beiden müssen scharfe Worte vermieden werden. Sie führen zur Entfremdung und — nichts ist gefährlicher als diese!“

Wie Viele aber befolgen dieses und ziehen die Eltern zu Rathe?

Um jedoch gleich von vornherein jede Bemerkung über Moralpredigt abzuwenden, bekenne ich sofort, dass auch ich Einer dieser Sünder gegen Mencius war!

Ich sage das getrost, weil ich gerade unter gewissen Tugendspiegeln, Schweigern, Scheinheiligen u. s. w. die ehrlosesten Hallunken gefunden habe und ich mich durchaus nicht reisse, eine Maske zu tragen.

Wenn die Welt nur eine Stunde ohne die trügerische, fast von Allen vorgenommene Larve wäre, wie würde es da aussehen? So aber dreht und wendet sich Jeder so

viel wie möglich, um das Weisse nach Aussen, das Schwarze nach Innen zu kehren.

Wie belehrend wäre es denn anderseits auch nicht, sich einmal in Garnisonen und Universitätsplätzen umzusehen, auf welche schöne Weise die obenerwähnte mongolische Moral ausgedeutet wird!!

> Sie dürsten nicht nach Ruhm — zufrieden
> Mit Glück, das nur die Liebe gab.

Militär und Studenten sind (wie viele Andere, welche hier jedoch unerwähnt bleiben sollen) als Mädchenjäger die Erzfeinde der ruhigen Bürgerclasse.

Beide schliessen ein ewiges Bündniss nicht nur mit dem Versatzamte, mit Isaak und Abraham, sondern auch mit Cupido und Amor. Sie würden jene im Hause Rothschild traditionell gewordene Tabaksdose des Musicus Carafa stündlich statt jährlich, wie es Carafa gethan, verkaufen.

Erstere müssen in Provincial-Hochschulen gewöhnlich Letzteren weichen, denn bei aller Vorliebe für Uniform u. s. w. ist die doch heirathslustige Damenwelt immer mehr auf Hymens Fesseln, als auf vorübergehende Belustigung bedacht — obwohl Manchen Beides sehr erwünscht wäre.

Aus dem Studenten wird eher ein ruhiger, arbeits- und strebsamer Gatte — als aus den Herren vom Säbel.

Wie viele Seiten liessen sich überhaupt nicht da pro Minerva und pro Marte niederkritzeln.

Ist es aber zu wundern, dass man sich im Allgemeinen fester an Studenten hält, da die Aussicht auf das baldige Ende eines eingegangenen Liebesverhältnisses in Form baldiger Anstellungsdecrete nahe steht, während bei Officieren immer das Gespenst der Heirathscaution und andere mehr oder weniger Ausschlag gebende Dinge im Hintergrunde stehen?!

Dass von Seite des schönen Geschlechts nach den angehenden Staatsmännern, Aesculapsöhnen u. s. w. gute Netze ausgeworfen werden, lässt sich wohl leicht denken. Viele Tapfere entschlüpfen nun zwar und werden Hagestolze, aber selten dadurch glücklicher. Denn es ist noch lange nicht festgestellt, wer der vom Schicksal Bevorzugtere ist, ein mit allen möglichen Hindernissen kämpfender pater familias, oder ein im ungestörten Lebensgenuss schwelgender Hagestolz (der single man der Engländer).

So viel gegen das Heirathen geeifert und sogar Vereine dagegen gebildet werden, so ist immer noch richtig, wenn Goethe sagt:

Und sich als Hagestolz zum Grab zu schleppen,
Das hat noch Keinem wohlgethan!

und ein anderer Dichter so sinnreich singt:

Und als sie ihn zu Grabe gebracht,
Hat Niemand geweint und Niemand gelacht!

Was vermag das Seelenglück eines Vaters zu ersetzen, wenn er seinen Liebling in den Armen herzt? Wenn er in seinen Kindern die Stütze und Freude seines Alters, sie wachsen und gedeihen sieht? Und wenn auch alle seine Hoffnungen fehl schlagen, das Bewusstsein kann ihm Niemand rauben, seine Pflicht als Mensch erfüllt zu haben. Welchen Trost aber erwartet in seinen alten Tagen der Hagestolz, wenn er gebrechlich und hülfsbedürftig auf bezahlte Dienstleistungen angewiesen ist? Wo sind seine Freunde? Wo eine wirklich liebende, alles aufopfernde Hand, die ihm einst die Augen zudrückt? Dahin ist sein ungestörtes Leben, sein Lebensfaden spinnt sich zu Ende, es bleibt ihm nichts als die Erinnerung an nutzlos vergeudete, zwecklos verschwendete Stunden. Ein Rückblick auf sein Leben muss ihm noch die Ueberzeugung auf seinen letzten Weg geben: „Du hast umsonst gelebt. Sobald du in der kalten Erde ruhst, bist du ein vergessener Mann, und kurze Zeit nachher ist auch dein Name verklungen und — vergessen."

Weiteres mag sich der Leser im Vicar of Wakefield und anderwärts selbst ablesen.

Allgemein sagt man, dass jene die glücklichsten andauerndsten Verbindungen sind, welche in der Jugendzeit geknüpft werden, gerade in einer Zeit also, wo Phantasie und Sympathie gepaart mit jugendlicher physischer Kraft, dem ganzen Verhältnisse jenen poetischen

Reiz verleihen, den man sich umsonst bestrebt, im späten blasirten Alter zu finden.

Haben sich in jener glücklichen Epoche, wo Alles um sie lacht, zwei Herzen gefunden, so trennen sie sich nie mehr. Mögen Schwierigkeiten aller Art sie trennen, sie finden sich immer und immer wieder, ihre Seelen sind mit unlöslichen Banden gebunden. Mögen sie durch die Gewalt der Verhältnisse auseinandergerissen werden, Land und Meer und Berg und Thal sie scheiden, ihre Wege finden sich früher oder später wieder zusammen; ja selbst wenn Umstände eine Verbindung vor Menschen nicht ermöglichten, wenn sie für's ganze Leben vor der Welt getrennt, andere Verbindungen eingegangen sein sollten, selbst dann vergisst das Herz seine Jugendliebe nie und die Erinnerung daran blickt oft als einziger Sonnenstrahl in manches verdüsterte dunkle Leben hinein. Fragt sie doch, was denn immer und immer wieder so schmerzlich beim gegenseitigen Anblick in ihren Herzen nachklingt, fragt sie doch, was der Schmerz bedeutet, der selbst das stärkste Herz beschleicht, wenn es seine Liebe durch die Allgewalt des Schicksals einem Andern ehelich verbunden sieht:

— — Von fremdem Munde du geküsst,
Gelehnt an eines Andern Wangen —
Jetzt weiss ich doch, dass du es bist,
An welcher stets dies Herz gehangen!

Wie anders, wenn zwei Herzen, die sich gefunden, auch Hymens Bande verbinden!

Ich behaupte also nicht zu viel mit den Worten, dass diese Ehen die glücklichsten sind, denn wo Poesie und Jugend, dort Liebe. Wie erst, wenn auf diesem heiligen Bund der Eltern Segen ruht!

Wo bleibt sie aber, diese Poesie heutzutage? Muss denn nicht jeder poetische Funke im Alltagsleben erdrückt werden oder verloren gehen. Man liest Poesie, aber man fühlt sie selten. Mit der wahren Liebe ist es wie mit Erscheinungen, alle Welt spricht davon, aber die Wenigsten haben sie gesehen. Wie kann man aber diese tiefe wahre Liebe bei einem blasirten Weltmann, gar in den Vierzigen voraussetzen. Wo findet man einen solchen juvenis romanus, der mit vierzig Jahren erst in die Schule geht? Ein solcher moderner juvenis ist heutzutage, durch zu frühzeitigen Lebensgenuss und Lebensfreuden, ein Greis, für alles Erhabene total unempfindlich, seine Manneskraft verwelkt, sein Geist verdorrt, sein Seelenleben abgestumpft.

Der abgelebte Franzose nennt spöttelnd die aufrichtige, wahre, tiefe Liebe: Des amours bucoliques!

In unserer Speculationszeit hat er Recht! Heirathen ist jetzt Luxussache, oder wie Dumas sagt — eine Sache der Reichen. Reiche Mädchen verheirathen, arme

verlieben sich und bleiben sitzen, — im alten Weiber-Lande, Europa nämlich!

Warum — frug ich mich oft — entschliesst sich die emancipirte Frauenwelt nicht, statt Frauen-, Mädchen- und andere weniger wichtige Vereine zu bilden, einen Auswanderungsverein zu creiren? Steht es denn in Proportion, wenn aus Europa, Jahr aus Jahr ein, das kräftigste Mannesblut auswandert oder in Kriegen umkommt, die Weiber allein das Bad ausgiessen und daheim vergessen sitzen und spinnen müssen? Warum nicht aufgerafft, warum nicht Corporationen bilden, die in Amerika — (ich spreche ausschliesslich von diesem Lande, rathe Niemandem andere Länder) — Filialen und Verbindungen haben müssten, wo die Auswanderinnen eine Unterkunft, Aufschlüsse und Anweisungen erhalten würden.

Alles gibt sich von selbst. Frauenmangel ist an vielen Plätzen unseres Erdballes da. Heiraths- und arbeitslustige Frauen daher willkommen.

Lassen wir alle indo-batavischen Fortuinjägerinnen und alle Demi-mondlerinnen bei Seite — im Ernst! Wie würde Europa von Yankee-Weibern überströmt, wenn da links und rechts heirathslustige Candidaten über Frauenmangel klagten? Jetzt ist in den Staaten das goldene Zeitalter für Damen. Jetzt feiert Venus ihre Triumphe nicht mehr in obscuren Hallen, sondern coram populo,

in foro einen Sieg nach dem andern vor der Nase ihrer verblüfften husbands und Pretendenten.

Dort in Amerika werden nicht nur fast alle öffentlichen Schulen durch Mädchen und Frauen verwaltet — sondern man findet auch weibliche Doctoren, sie plaidiren als Advocaten, funktioniren als Richter und excelliren mit Predigen in der Kanzel. Spielen ferner eine Rolle nicht nur in Postämtern, Buchdruckereien, Telegrafen-Bureaux, sondern auch auf politischem Felde.

Man sieht, dass die Frauenwelt als gesuchter Artikel ihre Lage hübsch auszubeuten versteht. Mit der Frauen-Einwanderung in grösserer Anzahl würde manches Uebergreifen von Seite des schönen Geschlechts selbst dort bald beseitigt werden!

Diese tollen Jugendjahre, wie lebt man da nicht in Saus und Braus. Was kümmert man sich da um Mencius' Moral und Speculationen!

Wie schnell knüpft man da nicht Bekanntschaften — weniger mit Professoren als mit blauäugigen Meisterinnen!!

Es ist höchst interessant, blickt man als bemoostes Haupt nicht nur auf „seine“ Vergangenheit, auf seine Jugendzeit, sondern auch auf die „seiner“ Zeitgenossen, seiner Mitschüler und Collegen zurück.

Hier sieht man oft Sausewinde, auf die Niemand

gedacht, am Ruder, und dort ruhige Leute, die Immenses versprochen und zu den schönsten Hoffnungen berechtigten — mühevoll um das tägliche Brod kämpfen.

Blickt man, um hier ausschliesslich allein von Studenten zu sprechen, auf der Hochschule um sich — so fällt Einem sofort die charakteristische Gruppirung nach Nationalität, Charakter, Gesittungsgrad u. s. w. seiner Commilitonen auf.

Hier zurückgezogene stille Studiosen, die Lieblinge ihrer Vorgesetzten, dort feurige junge Sausewinde, die auf der Rigorosenbank hart Mitgenommenen nemlich, welche aber trotz dem Drucke von allen Seiten das Contingent der genialen Köpfe abgeben. Sanguinisch feurige und keine melancholisch-lymphatische Naturen, welche zwar durch beständiges Büffeln füglich so manche Dinge leisten, vielleicht dort wo Zähigkeit und Geduld die Hauptfactoren bilden, nie aber Geniales produciren.

Während Jack und John Bull originelle aufgeklärte Köpfe mit allen möglichen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln (offices ecc) unterstützen, deren Naturanlagen und Talente anfeuern, — forcirt man es gerade bei uns, solche Helden hinauszubeissen, sie in ihren Stellungen, in ihrem Vorwärtskommen zu lähmen, zu verfolgen, den genialen Funken, wirklich verwerthbar für etwas Praktisches, zu „vernichten“. Man geht dabei wie mit dem Prohibitiv-System der Holländer zu Werke.

Dafür aber werden Ducker, Mucker und Kriecher nach spionartiger Weise in Schutz genommen! Daher die schönen Resultate.

Wie der Lehrer, so der Schüler; aus den Schülern werden wieder Lehrer, und das Rad wälzt sich mit der Maschine gleichmässig fort! Der Apfel fällt ja nicht weit vom Stamme.

Desshalb verkümmern gerade bei uns geniale Köpfe, welche, wenn sie zufällig ins Ausland kommen und die praktische Seite herausfinden, auf den Händen getragen werden und sofort ihr Glück machen.

Soll ich erst die Unzahl dieser Leute, besonders aus den deutschen Staaten herzählen? Amerika, zähle sie selbst auf!

Der Leser wird fragen, was all' das mit der angefangenen bukolischen Amourgeschichte zu thun hat.

Der Zusammenhang ist wohl kein grosser, weil mich immer intercurrirende Nebengedanken von der Hauptsache * abziehen, doch würde man vielleicht finden, dass die im frühern Abschnitt erwähnten Worte sich fast ausschliesslich nur auf gewisse Candidaten beziehen.

---

* Ueberhaupt darf sich der Leser in dieser wie in den vorhergegangenen Broschüren auf keinen grossen Zusammenhang, der mir hie und da in der Feder zwischen Abschnitten und Capiteln stecken blieb, rechnen. Das Ganze ist eben in flüchtigen Bildern, wie sie mir im Moment selbst vorschwebten, skizzirt worden.

Von des Meisters Fesseln befreit, wirft sich zuerst der Universitätsstudent blindlings in das tolle Treiben um sich — er flattert jahrelang wie die Biene von Blume zu Blume, saugt den Honig aus und schwingt sich dann von dannen.

Aber gerade, wo er es am wenigsten erwartet, fällt die Klappe zu — man sitzt gefangen!!

Gewöhnlich schleppt man mit den Rigorosen-Reverien oft auch die einfältige Idee mit sich, dass einst nicht nur seine Studienbemühungen mit einem Diplom, sondern auch neue Liebeshoffnungen mit einer reichen Parthie werden gekrönt werden! Und so kümmert man sich gar nicht, in wie weit man sich mit einer vergessenen geknickten Blume früher eingelassen hatte, — welche die Folgen sein mögen.

Man wird erst später die tiefen Eindrücke gewahr, die dolce scherzando, zurückgeblieben sind. Oft zu spät! Es gibt Charaktere, welche sich über diese Gesammteindrücke gar keine Scrupel machen; ob sie trauernde Seelen, gebrochene Herzen, weinende Geliebte zurücklassen ist ihnen einerlei — ja auch noch einerlei, ob nach ihrem Vater schreiende Würmchen zurückgeblieben, an deren Ohr die schluchzende Mutter ruft:

In den Bergen, in den Hainen
Will ich wandeln, um zu weinen!

Der junge sprudelnde Kopf denkt sich: „Bah, ich, der und der, so und so... ein Diplomat oder Doctor in spe... vielleicht zukünftiger Professor, Ministerialrath oder gar Minister, soll mich mit solchem armen herzgebrochenen Pack abgeben?“

Vielleicht aber kommt dann später die Reue!

Glücklich der, den sie überkommt, so lange er nemlich noch Zeit hat, Versäumtes nachzuholen.

Es drängt sich mir die Frage auf, wer denn eigentlich in seiner Jugendzeit glücklicher gewesen sei, der tolle Commersbruder oder der, nach dem Sinne der betreffenden, stets klar sehen wollenden Professoren, ruhig Gelassene? Der seine freie Studienzeit in allerlei Narrheiten vergeudende oder der blasse, in stilles Hinbrüten versunkene, unter den Protectionsfittigen steckende Büffler?

Gewöhnlich sind es diese protegirten Mucker, welche gerade durch ihr Muckerthum die ihnen zu Theil gewordene Protection theuer erkaufen, derselben die schönste Zeit ihres Lebens, die jugendliche Studienzeit aufopfern!

Solche Menschen werden immer einseitig werden und bleiben, wie Bodenstedt sagt:

Junge Weise, alte Thoren,
Vor der Zeit kann nichts gedeih'n,
Hat der Most nicht ausgegohren,
Gibt es keinen guten Wein!

Es ist eine bekannte Thatsache, dass oft die talentvollsten jungen Leute, weil sie sich freier bewegen und die akademische Studienzeit mit vollen Zügen kosten, von allen Seiten angefeindet, gedrückt, und was das Schlimmste ist, in einer Weise verfolgt und benachtheiligt werden, dass die Folgen oft durch ihr ganzes Leben fühlbar bleiben.

Allen diesen Feinden jeder freien Bewegung und des freien Aufschwunges möchte ich immer die schönen Worte Seume's ins Gedächtniss rufen:

„Wie glücklich ist doch die akademische Jugend,
Verdorren soll die Hand, die diese Blume knickt!"

Trotz mancher Geistesanlage ist der flotte Student, der seinen Hieber gut führt und mit dem in Universitätsstädten so bekannten Sammtflaus seine Fensterparaden macht, den Herren Professoren ein Dorn im Auge und sehen dieselben, mit wenigen Ausnahmen, lieber den augenverdrehenden obscuranten Mucker — den Wolf im Schafpelz, dem ihr Haus meist offen steht, während es in sorgsamer Rücksicht auf verschiedene Professors-Töchterlein vor dem Studenten in coloribus ängstlich verschlossen bleibt. Wie oft waren gerade „diese" Herren Professoren die zügellosesten von der Rotte Kora.

Aber gerade jene zurückgezogenen Scheinheiligen sind es, welche weniger Glück in der Liebe haben. Das capriciöse Weib liebt die Extreme.

Exemplarisch gesitteten Männern kehrt es den Rücken, wie mancher umgekehrt (traurig genug — aber wahr) keuschen zurückgezogenen Jungfrauen ausweicht.

Es ist nun einmal in unserer bösen, vom Kometen leider Gottes nochmals verschonten sündigen Welt — obwohl es höchst an der Zeit wäre, dass sich einmal ein gewaltiger Zusammenstoss realisirte — Sitte geworden, ja es gehört sogar zum bon ton, verheiratheten Frauen, Entretenues u. s. w. mehr Aufmerksamkeiten zu erweisen, als Mädchen, die man immer — wenn nicht schon mehr wie emancipirt — als Gänschen und Backfische zu behandeln berechtigt zu sein glaubt. Man macht Cocotte's in der auffallendsten Weise die Cur, in einer Weise, wie sie manches stille zurückgezogene Mädchen, welches alle Fähigkeiten besitzt, einen Mann durch ein ganzes Leben reich zu beglücken, —

himmelhoch jauchzend,
zum Tode betrübt

machen könnte, während Erstere es bei dem oft heiligsten Ernst der ihr entgegengebrachten Gefühle alles als Spielerei, als angenehmen Zeitvertreib betrachtet. Indem man so öffentlich das Laster huldigt, animirt man nicht auf solche Weise die Prostitution?

Man liebt es, sich das Eigenthum und den Besitz des Andern zu erbeuten. Es liegt in der Natur des

Menschen, immer das haben zu wollen, was man nicht hat oder nicht besitzen kann.

Im Allgemeinen haben ruhige gesetzte Leute weniger Glück im Dienste Amor's als kühne Unternehmer — Audacem fortuna juvat.

Der Leser wird in den vorhergegangenen Seiten vielleicht geahnt haben, dass sich das Gesagte theilweise mehr oder weniger auf meine Wenigkeit selbst bezieht.

Es soll alles in grossen Sprüngen heraus.

„Infandum jubes renovare dolorem."

Wie lebhaft tauchen oft in mir all' die Bilder der Vergangenheit auf. Stürmisch aufeinanderfolgende Erlebnisse, die mich selbst beim Ueberblicke kaum zu Athem kommen lassen, die ich aber gleich schweren Träumen von mir abzuschütteln trachte, um mich nüchterner in die Gegenwart hineinarbeiten zu können, — ziehen vor mir vorüber!

Noch sehe ich „Jene" im Geiste, wie ich sie damals zum ersten Mal sah und — mit der ich auf ewig verbunden werden sollte.

Nichts kündete beim ersten Blick, dass einst tief wurzelnde, mit dem Seelenleben eng verflochtene Gefühle in meiner Brust sich einnisten würden.

Es wurde ja alles so sorgenlos und scherzend genommen!

Ich befand mich damals mitten in meiner medicinischen Studienlaufbahn (und wer vergisst solche Jahre) als der Zufall (soll ich es Zufall nennen?) mich in ihre Nähe brachte.

Man erachtet im Allgemeinen gerade jene Liebe für die gefährlichste, die schleichend sich unseres Innern bemächtigt.

Es mochte ungefähr ein Jahr nach unserer Bekanntschaft abgelaufen sein, als mich eine Ferienreise viele Wochen von Wien fernhielt. Wie leicht gab ich den Abschiedsgruss!

Ein Monat! Welch' kurze Zeit! In der ich aber plötzlich mein Inneres, und was mit ihm vorgegangen war, studiren und den Eindruck gewahr werden konnte, den ich früher nie geahnt hatte.

So ist es gewöhnlich. — Dass man liebt, enthüllt manchmal die geringste, unscheinbarste Kleinigkeit. Jahre lang ist man im unbestrittenen, ungeschorenen Besitze eines Wesens, ohne je die geringste Ahnung zu haben, wie sich die Liebesfesseln fester und immer fester geschlossen. Man lebt unbekümmert, sorgenlos, man denkt sich freier als der leichteste Vogel, während man schon lange ein Sklave ist.

Die geringste Veranlassung bringt jedoch gelegent-

lich Alles in's rechte Licht. Eine nothwendige oder freiwillige Abwesenheit, gegründeter oder ungegründeter Verdacht, welcher die bis dahin schlummernde Leidenschaft hellauf zur Eifersucht anfacht, zündet zu hellen Flammen den vielleicht nie recht geahnten Liebesfunken.

All' das finden wir gewöhnlich bei auffallend blendenden Schönheiten nicht, die electrisch uns schon bei der ersten Begegnung zu bezaubern, hinzureissen wissen, schlaflose mit sinnlichen Bildern erfüllte Nächte erzeugen — denn hier sind wir sofort von Liebe entbrannt und halten es kaum für möglich, dass unser Herz je anders fühlen, je für eine Andere schmachten könne. Für sie allein will man leben, für sie sterben. Man fühlt sich namenlos glücklich oder unglücklich. In diesem meist hellauflodernden Strohfeuer überschätzt man zu leicht seine Gefühle; und man glaubt noch immer zu lieben, wenn man schon aufgehört hat, es zu thun! Auch sind selten solche Verbindungen sehr glücklich.

Denn je schöner Jene, die man heimführt, desto zahlreicher der Feind, desto wachsamer das Auge, desto grösser so manche Aufopferungen! Denn alles langt gerne nach einer seltenen Erscheinung! Und wie selten paaren sich irdische Reize mit wirklicher Unschuld! Wie oft der Gegensatz!

Ich lobe mir Jene zum ewigen Bund, welche bei

einem nicht auffallend, aber immerhin angenehmen Aeussern gleichsam instinktmässig darauf angewiesen ist, ihre von der Natur erhaltenen Seelen- und Gemüthsanlagen zu vervollkommnen, und die angeborne Gefallsucht dahin concentrirt, den Mann, dem sie nun angehört, durch Anmuth, durch geistige Reize für sich zu gewinnen.

Diese Wesen sind es nun, welche allmälig ihre schönen und edlen Seiten, wenn nemlich welche vorhanden sind, zur geschickten Zeit zu entfalten wissen, auf die man täglich mehr und mehr aufmerksam gemacht und gefesselt wird.

Zu diesen nun zählte auch ich Jene, die auf mich einen bleibenden, nie mehr zu verwischenden Eindruck auszuüben gewusst, einen Eindruck, der mir erst unter denselben vorbeschriebenen Umständen sofort auffiel und für mich später massgebend werden sollte!

Mag Electricität, mag Magnetismus, mag was immer welche fragliche unnachweisbare Ursache gewesen sein, wir tauschten beim Blick unsere Gedanken. Es war etwas ganz Gewöhnliches, dass sie Vieles, was ich dachte, mit denselben Worten begann, rein als ob das Alles ihrer Idee entsprungen, und so vice versa. — Dieses merkwürdige Ineinandergreifen im Denken und Handeln! Was Eines dachte, wollte auch das Andere.

So verstrichen die Jahre. So sah ich mich Vater mehrerer Kinder. Dann diplomirter Arzt, aber viel zu

unternehmend und unruhig, mit einer viel zu lebhaften Phantasie begabt, als dass ich mich dazu hätte entschliessen können, den langsamen, wenn auch sichern Weg der mich umringenden Menge einherzuschreiten, um ruhig den Kampf um das Dasein hienieden durchzumachen. Ich fühlte meine Fibern viel zu stramm und elastisch, um mich mit den Alltagsdingen zufrieden zu stellen, — mein rastloser Geist gönnte mir keine Ruhe.

Ich war damals praktischer Arzt in Triest und fast angewiesen, vielen italienischen Barbitonsorn ähnlich, in der Apotheke mein Salasso (Aderlass) zu machen, um mir nur einiges Taschengeld zu verdienen.

Es ekelte mich nicht das Handwerk, wohl aber die Art und Weise an, auf welche es betrieben werden musste. Das Ausland malte ich mir als mein Eldorado!

Schnell war mein Entschluss gefasst! In die Fremde! Hinaus!

Gerade zu dieser Zeit hatte ich meine kleine Familie von Wien nach Triest kommen lassen. Ich wünschte alle, die ich liebte, auf einen Fleck vereint zu sehen.

Gewisse Weltconventionen, meinen Angehörigen und Andern gegenüber, zwangen mich jedoch, die ganze Sache für mich zu behalten. Ich weiss nicht, that ich Recht oder Unrecht, aber Eines war ich mir bewusst, ich wollte vorwärts; aus dem Alltagsleben à tout prix ein-

mal emportauchen. Ohne Kampf ging es nicht, das wusste ich wohl.

Ich sah mich also, schnell entschlossen, wie ich nun einmal immer bin, plötzlich in einem Nachttrain, der gegen Norden zubrauste, auf der Reise Triest-Amerika nemlich, ohne Jemandem das geringste Sterbenswörtchen gesagt zu haben.

Gott weiss, welcher Herzkrampf mich damals erfasste, wie meine Zähne entschlossen knirschten, als ich meinen Entschluss auch wirklich zur Ausführung brachte. Mein Innerstes, meine Seele wurde bis in ihre Tiefen erschüttert. Welche Thränen ich wegpresste, die stürmisch meinen Augen entquollen, als ich meine Kinder zum letzten Mal still umarmte, als ich meinen Eltern die Hand zum Lebewohl bot. Alle sollten erst aus Amerika von dem Geschehenen benachrichtigt werden.

Ich hatte eine kleine Reise nach der Universitätsstadt vorgeschützt und nahm vielleicht für immer Abschied! Ich wollte von Niemandem begleitet sein. Fort ging es! Draussen heulte und tobte der Wintersturm mit einer Heftigkeit, die wohlthuend auf mein aufgeregtes Innere wirkte.

Aus dem geöffneten Fenster eines Separat-Coupés der dritten Classe hielt ich die glühende Stirn dem Unwetter entgegen und fand Erleichterung darin, mir vom eisigen Nordwind meinen Kopf umbrausen, mir die

kalten, nassen Schneeflocken in's Gesicht peitschen zu lassen. Ich hatte dem Conducteur das Möglichste gegeben, damit ich mir und meinen Gedanken allein überlassen bliebe.

Wir waren damals Ende Dezember 1863.

Ich musste mich beeilen, denn den 6. Jänner sollte der Dampfer der Hamburger Packet-Gesellschaft Glückstadt (an der Elbe) verlassen.

Rastlos Tag und Nacht ging es also dem Norden zu!

Ich setzte meinen Seelenstürmen den einzigen Trost entgegen: Geh hin! Arbeite in einem weniger stiefmütterlichen Lande und lasse dann all' deine Lieben zu dir hinüberkommen. Hätte ich nur das gethan!!

Indem ich alle die merkwürdigen Erlebnisse überspringe, erwähne ich nur, wie mir in den Vereinigten Staaten nach kurzem Aufenthalte bereits das Glück lächelte, Alles nach Wunsch gehen zu sehen.

Ich hätte mein Vorhaben auch sicherlich zu Stande gebracht, wenn nicht plötzlich die Augen aller Welt, und sonach auch die meinigen, auf Mexiko, auf das neue amerikanische Kaiserreich gerichtet worden wären.

Der Mensch ist nie zufrieden! Sitzt man fest, will man noch fester sitzen.

Das Eldorado, das man sich vormalte, fand im bekannten Reichthum des Landes, in den übertriebenen Schilderungen über Mexiko, in allem Möglichen seine

theilweise natürliche Entschuldigung. Was Wunder, dass auch auf mich das Land Montezuma's so magisch wirkte?

Einmal dort, sah ich freilich zu spät ein, dass den Individuen derselbe Schutz, dieselbe Aussicht geboten sei, wie unter den Menschenfressern oder den mir bekannten rohesten Barbaren. Es möchte zu weit gehen, würde ich fernere biographische Skizzen, die hieher eigentlich nicht gehören, erzählen. Es genüge, dass ich nach fünf Jahren unter den merkwürdigsten, seltensten Erlebnissen, unter höchst eigenthümlichen Verhältnissen, mich, wie die Sonne nach 24 Stunden, nach Jahren genau an demselben Fleck wieder befand, von dem ich ausgegangen.

Ich war zwar um keinen Heller, wohl aber an grossartigen Erfahrungen reicher wie zuvor.

Sofort nach meiner Ankunft in Europa erhielt ich folgenden Brief:

Triest 1869.

Werther Herr Dr. Bechtinger!

Seit Jahren schon folgen Ihnen meine Briefe von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Continent zu Continent, ohne dass wir je in den Besitz einer Ihrer Antworten gelangen konnten. So schrieb ich Ihnen ebenfalls vor etwa acht Monaten nach Bombay.

Vermuthlich kamen alle Briefe gerade in dem Momente an, als Sie bereits fort waren.

Welches die Leiden Ihrer trauernden Familie, welches der Gram und Schmerz der Mutter Ihrer Kinder, die sogar mehrmals am Todtenbett schwer erkrankt darniederlag, werden Sie bereits eruirt haben.

Wenn Sie ein Mann von Charakter sind, für den Sie sich zweifellos halten, so zeigen Sie es durch Thaten. Geben Sie Ihren Kindern, was Sie vor der Welt haben müssen — Ihren Namen.

Ich halte mich durch so Manches, was ich für dieselben gethan, einigermassen für berechtigt — (glaube auch, dass mein Name genügend am Platze bekannt) mich insoferne unbefugt in Ihre Familienangelegenheiten mischen zu können.

Aufrichtigst

Carl Rittmayer.

Nichts konnte bei meiner Ankunft meinem Herzen erwünschter und erfreulicher sein, als die Realisirung dessen, was meine Seele längst sehnlichst gewünscht. Ich griff freudig erregt rasch zur Feder; schrieb einen langen, langen Brief und schüttete mein Inneres auf's Papier. Darauf bekam ich mit umgehender Post folgende Antwort:

Veldes, den 12. Juli 1869.

Verehrtester Herr Doktor!

Bei meiner Ankunft hier kam ich in Besitz Ihres werthen Schreibens und hätte mich bei der Schnelligkeit Ihres Entschlusses in so wichtiger Angelegenheit fast erschreckt, wenn ich nicht aus dem Inhalt desselben ersehen hätte, dass Sie bereits früher mit sich einig waren und dass nur eigenthümliche Verhältnisse sich hindernd dazwischen gelegt.

Sie hatten also meine Aufforderung nicht nöthig, was mich aufrichtig freute, und wünsche ich von Herzen, dass Gott seinen Segen dazu geben möge. u. s. w.

Aufrichtigst

Carl Rittmayer.

Nachdem so der Leser in diesem Capitel einen zwar kleinen, aber genügenden Blick in meinen Lebenswandel und in mein Inneres geworfen — führe ich ihn hin, wo ich ihm versprochen, nämlich nach:

Haderwyk.

Wer kennt in Holland oder den holländischen Colonien diesen Namen nicht?

Diesen Trauer-Hafen am Zuider See!

Wessen Herz pulsirt nicht mit mehr oder weniger

Ungestüm und schnürt sich nicht je nach den gemachten Erfahrungen beim Gedanken krampfhaft zusammen, wie er einst über jene Stätte nach dem indischen Archipel gefahren, oder in späterer Zeit, alt an Jahren, verkrüppelt am Körper, ergraut im indischen Dienste über das sonderbare Resultat seines Engagements in den Jugendjahren nachdenkt? —

Wie Viele gingen dahin und kehrten nie wieder!

Unter welchen verschiedenen Verhältnissen, Lebenslagen und Gemüthseindrücken schaaren sich nicht Jahr ein, Jahr aus Viele, ja sehr Viele aus allen Himmelsstrichen — freiwillig die Heimath verlassend, oft durch irgend ein Unglück vielleicht von derselben vertrieben oder höchst leichtsinnig derselben den Rücken wendend — in dieser Hafenstadt: Haderwyk, diesem indischen Festungsdepot, blödsinnig auf eine brillante Zukunft bauend!

In diesen düsteren Festungsmauern verweilen sie oft als neuengagirte Söldlinge Tage, Wochen, nicht selten Monate lang im traurigen Brüten, um dann plötzlich meist unerwartet — feilen Waaren ähnlich — per Segelschiff nach den tropischen Gegenden verschickt zu werden.

Wie viele Zähren besorgter Mütter, verlassener Gattinnen, treuer Freunde und Angehörigen werden daheim nicht hoffnungslos vergossen?

Und wie viele vergiesst nicht im Geheimen der Ur-

heber derselben, sobald er so mutterseelenallein die öden Strassen Haderwyks, dieser finstern holländischen Festung, durchzieht, welche ihn so lange beherbergen sollen, bis das Numero complet und der monotone Gesang der reisefertigen Matrosen ihn und den Transport zum Schiffe mahnt!

Ach wie gerne möchte so Mancher da nicht zurück, um in seinem Dorfe, seiner Heimath, sogar den niedrigsten Dienst übernehmen zu wollen. Wie gerne, um nur noch einmal ein letztes Lebewohl seinem heimathlichen Dorfe zuzurufen!

Dort begegnet ihm sicherlich ein freundliches Gesicht, ein mitfühlendes Herz; statt mitleidsloser Gestalten, im Dienste ergrauter Männer — seine Reisekameraden, deren harte Züge keine Trostworte hier für ihn kennen.

Denn viele, die ihre Dienstzeit zurückgelegt oder aus halb begrabenen Gesundheitsrücksichten Verloog nach Holland bekommen, sind noch schlimmer wie die Andern daran. Die Zeit hat sie zu servilen, gegen jede menschlichen Gefühle und zu jeder activen Arbeit unfähigen Knechten gemacht, die nach Indien nicht zurückmöchten — aber auch in Europa nicht bleiben wollen.

Was hilft dem Ankömmling jetzt die Reue, es ist zu spät. Zudem sind ja alle Hoffnungen noch nicht enttäuscht! Vielleicht ... wer weiss! — denkt er sich.

Auch hat er bereits die Papiere unterschrieben und

sein Contrakt macht aus ihm einen sechsjährigen Sklaven!

Dafür bekommt er ein Handgeld von nur 160 fl. (sage: einhundert und sechzig holländischen Gulden).

Noch hätte er vor der Unterzeichnung Zeit gehabt, um zurückzutreten, aber falsche Scham vor den absichtlich hie und da dazwischen eingepferchten halbbesoffenen Veteranen, die sich lustig mit Soldatenliedern aller Art die Kehle heiser schreien, vielleicht auch Elend, Schulden, Vergehen, leichtsinnige, abenteuerliche Reiselust, Träume von indischen Schätzen, indischer Pracht und Glück, die sich leider später zu dem hundsgemeinsten Elend realisiren sollen, halten ihn davon ab.

Ich hatte meine Familie zurückgelassen, um rasch allein meine Angelegenheit in Holland zu ordnen. Das lange Herumziehen und Hinausschieben ist meine Sache nicht!

In la-Haye hatte ich das Glück, schnell mit meinen Angelegenheiten fertig zu werden, um sofort nach Haderwyk zur Visirung aller meiner Papiere abreisen zu können.

Rasch näherte sich unser Zug seinem Ziele; in den dahinrasenden Waggons sassen lauter finstere, schweigende, in sich verschlossene traurige Gestalten. Von

der Gesprächslust und Heiterkeit, die man auf Reisen sonst stets zu finden gewohnt ist — keine Spur!

Ich hatte des Morgens Amsterdam verlassen, jene monotone, höchst langweilige holländische Lagunenstadt mit ihren zahllosen Canälen, zahllosen Brücken, dunklen Gassen, finsteren Gewölben, und noch finsterern Inhabern.

Auf kleinem Umwege durchflog ich die Städte Leyden, Utrecht, und schneller, als ich es mir fast gewünscht, waren wir schon im Gelderlande, wo der Zuider-See jenen düsteren Charakter annimmt (der auch auf die Einwohner so mächtig wirkt) und durch ihre Grachten, Schleussen und stagnirenden Gewässer den Seefahrern bei ihrer Ausfahrt oft höchst lästig, sogar gefährlich wird.

Links und rechts aus meinen Waggonfenstern erblickte ich nichts als traurige baum-, häuser- und menschenlose Ebenen, durch welche donnernd unser Zug dahinrollte. Nach allen vier Himmelsgegenden zerstob das verscheuchte Sumpfgefieder, traurige Vorboten der siebegaffenden, im dahinrasenden Train eingepferchten Söldlinge, Matrosen und Rekruten!

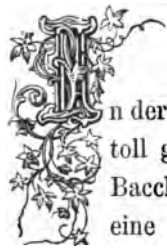
Nicht lange, und schon tauchte an dem Horizonte der hohe Thurm Haderwyks auf, wo Charon der Ankommenden wartete. „Haderwyk!“ rief eine rauhe Conducteurstimme in die bereits dunkel gewordenen

Waggonräume hinein, und bald darauf hielt auch der Zug an einer einsam dastehenden hölzernen Stations-Barracke an, von welcher sich eine unübersehbare halbstundenlange Allee hinauszog, die schnell von den tiefen Schatten der Nacht, welche Sturmwolken vor sich jagte, verschlungen wurde.

III.

Die Festung Haderwyk.

Conf. Cap. XIX: (Analecten.)
„Während seine Eltern leben, darf der Sohn seine Heimath nicht verlassen, verlässt er aber dieselbe doch, so muss er sich an einem bestimmten Ort niederlassen.“



In der Herberge zu Haderwyk ging es jenen Abend toll genug zu. Ich überzeugte mich bald, dass Bacchusfreunde ihrem Humor freie Zügel liessen; eine joviale Brünette, deren Mann faktisch zur grossen Zufriedenheit aller Garnisons-Officiere Geschäfte halber in Brüssel sich befand, trachtete nach Kräften die eintretenden, von dem Höllenlärm und Genèvredunst aufgeschreckten neu angekommenen Passagiere einladend zu beruhigen und pferchte uns desshalb in das zweite Stockwerk hinauf, wo wir den Spektakel zu ebener Erde überhören sollten!

Ich sagte, es ging in der Festung lustig zu, denn viele Söldner waren diesmal angekommen und einige Tage später sollte ein Transport abgehen — eine wahre Carnevalszeit für diese Colonialstation! Soldaten und Officiere wollten ihre Zeit nicht verlieren, um ihr Geld auf die schnellste, wenn auch nicht angenehmste Weise in Bacco et Venere zu vergeuden; Jeder wusste beiläufig, welche Leiden und Entbehrungen auf dieser 16,000 Meilen langen Seestrecke während vier langer Monate seiner warteten. Man verprasste daher schonungslos Zeit und Geld in diesem modernen Gomorrha. Geld war da, warum sparen — konnte nicht der nächste Capsturm sie Alle in den Tiefen jenes stürmischen Meeres begraben? Geld war da! denn neuernannte Officiere bekommen einen beträchtlichen Equipirungsvorschuss, neuengagirte Aerzte 2100 fl. Gratification zur Bezahlung ihrer chirurgischen Instrumente, Uniform und Passage. Nur die Soldaten, welche die grösste Arbeit in Niederländisch-Indien haben, den grössten Strapazen, den fürchterlichsten Entbehrungen und der totalen geistigen und physischen Aufreibung am Meisten ausgesetzt sind, werden, wie es in der Welt gewöhnlich zu geschehen pflegt, am schlechtesten bezahlt, dafür um so besser misshandelt.

Sie kommen meist um ihr Geld auf die leichtsinnigste Weise, für welches sie Leib und Seele in Hader-

wyk verkauften, bevor sie noch das Transportschiff erreichen, das sie nach Indien bringen soll.

Trotz der fortwährenden Reisestrapazen der letzten Wochen suchte ich vergeblich in der alterthümlichen Bettstelle der Herberge meinen geräderten Gliedern Ruhe zu gönnen. Um diesem Höllenlärm, diesem Schimpfen, Schreien, Fluchen und Lachen momentan zu entgehen, machte ich in später Nachtstunde einen Spaziergang längs dem Ufer des Zuider-Sees. Alles lag im festen Schlummer. Man hätte sich in einen Urwald vor der Morgendämmerung versetzt geglaubt. Welch ein Contrast zu der eben geschilderten Taverne!

Es übt doch einen merkwürdig traurigen Eindruck, so eine mittelalterliche Festung, auf das Gemüth Jener, welche von irgend einer vielbelebten Markt- oder Hafenstadt hierher kommen. Ich liebe diesen Wechsel! Ich bereute meinen Ausflug auch nicht, denn am Horizont zeigte sich bald ein prachtvolles Nordlicht, wie ich es schöner zuvor nie gesehen.

Wie unempfindlich auch gegen solche Naturschönheiten Mann und Leute in hohen Breiten sind, ebenso grosse Aufregung und Panik erzeugen sie unter der vorurtheilsvollen ignoranten Menge der Südländer oder gar

Afrikabewohner. Da zeigt sich der Muth der Menge in der feigsten Art und Weise.

(So habe ich in meinem ganzen Leben kein solches Zeter- und Mordgeschrei gehört, wie eines Abends im Winterjahre 1872, als diese Naturerscheinung den Himmel Egyptens in Feuer und Flammen versetzte. Welch' ein Schauspiel!

Wie die Malayen bei Mond- und Sonnenfinsternissen mit ihren Gong-Gong hinausstürzen, um den mächtigen Drachen zu verscheuchen, der die Eklipse hervorgerufen haben soll, so übertäubten die bis zum Tode erschrockenen Araber mit ihrem Aufschreien in den Strassen Alexandriens und Cairos ihre eigenen Instrumente! Der Prophet ist gross, Gott ist grösser. Alah kerim! Alah akbar! Gott ist barmherzig.)

Beim Scheine des Nordlichtes in Haderwyk wurde ich am öden, von Fischern verlassenem Ufer einen Mann gewahr, der nicht weit von mir, nahe einem durch die Ebbe im Sande feststeckenden Boote, seinen Blick starr nach dem erleuchteten Horizont richtete und gefühllos gegen Alles, was ihn umgab, zu sein schien. Er schluchzte!

Man sieht wohl oft weinende Kinder, Weiber und Greise, selten aber weinende Soldaten, deren Brust selbst

gegen Stahl unempfindlich sein soll. Die Ursache wurde mir tags darauf bekannt.

Unser Held war ein Repräsentant jener Unzahl von Glücksuchenden, die unter gleichen Umständen ihm schon vorausgegangen waren und zweifellos ihm nachfolgen werden.

Er war Officier in der preussischen Armee gewesen; jetzt musste er als gemeiner Soldat sich holländischen Chicanen in den Colonien aussetzen. Welches Unglück, welch disciplinäres Vergehen mochte wohl auf diesem Manne lasten? Welch' interessante Biographien könnten da nicht Romanschreiber in diesem Erdwinkel Haderwyks zusammenschreiben!!

Man glaube ja nicht, dass das Contingent dieser Rekruten aus unbehülflichen Dorfbauern, aus unerfahrenen Söldnern anderer Armeen, aus simplen naiven Auswanderern bestehe.

Viele, ja sehr Viele unter ihnen haben eine tüchtige Erziehung genossen, die sie natürlich gewöhnlich in Indien sehr bald los werden und in die Barbarei ihrer Umgebung zurücksinken. Viele sind hier wegen Schulden oder sonstiger kleiner Militärvergehen (klein und lächerlich dem Philosophen, gross in der Disciplin), wiederum Viele sind auswanderungslustige Schweizer, verunglückte Stu-

denten, Philologen, welche von nun ab das Studium der Etymologie des Godv . . . zur Aufgabe haben!

Lauter beklagenswerthe Individuen, welche bewusst oder unbewusst sich von den Schilderungen der indischen Pracht verlocken lassen und dabei die Gespenster der an Fiebern, Marasmen geistig und physisch schmählich zu Grunde gegangenen Auswanderer und Söldlinge nicht sehen — die alle auf indischen Posten ein sieches Dasein gefristet und fern vom Vaterlande ihr elendiges Leben ausgehaucht.

Schätze sind freilich in Indien, aber die steckt die Regierung selbst ein, und nur das nackte Skelet bleibt, an dem man wie am Hungertuche nagen kann.

Was thut man aber auch in der Welt nicht, um nur oft der augenblicklichen Misère und Verlegenheit los zu werden; wie oft opfert man dem Augenblick nicht seine ganze Zukunft!

Man sollte es daher gar nicht glauben, wie viele routinirte Menschen in den verschiedenen niederländischen Besitzungen als gemeine Soldaten eingetreten und auf solche Weise ihre Carrière begonnen oder vielmehr auf's Spiel gesetzt haben!

Die meisten Auswanderer nach dem indischen Archipel waren bis dato Deutsche, welche Alles dazu beigetragen haben, den Kern jener Macht zu bilden, wodurch die niederländische Colonie bis jetzt erhalten wurde.

Gott sei Dank, es fängt auch hier in dieser Beziehung an, etwas anders zu werden. Amerika hat neuerdings im letzten Dezennium für europäische Auswanderer bedeutend an Anziehungskraft gewonnen — hauptsächlich für Deutschland! Von einem Eldorado wird jetzt schwerlich Jemand träumen, aber — ein ruhiges ungeschorenes Leben, eine mit der Zeit ihm zulächelnde Zukunft, eine gute Belohnung für seine angestrengte Arbeit, eine ihm in der Noth hülfreich gebotene Hand — das wird er finden, auf das kann er bei ununterbrochenem Fleisse bauen und nicht auf polichinellartige Reception, auf nichtssagende Titel und Medaillen, auf goldene Epauletten, von Bettlern getragen! Man schimpft oft über die Enttäuschungen, die einen in Amerika erwarten. Was sind diese mit jenen in Indien verglichen? Jene waren gewiss im Archipel nicht.

Nur dort in den freien Staaten wird der Auswanderer das Ideal seiner Wünsche erfüllt, seine Entbehrungen reichlich belohnt, seine Verdienste einst anerkannt finden; dort kann er seinen eigenen Heerd für sich und seine Familie ungehindert gründen. Denn die Staaten sind nicht das, was sie einst für den Dutchman gewesen.

Denkt Ihr daran, wie übermüthig Euch
Die „Arroganz“ verächtlich „Dutchman“ nannte?!
Für Manchen wohl blieb sich's so ziemlich gleich,
Der nicht sofort des Wortes Sinn erkannte;

Doch, der's verstand, ihm war's nicht einerlei;
Revanche hätt' er gerne gleich genommen;
Doch ruhig Blut, die Prüfung ist vorbei,
Und die Vergeltung wird von selber kommen.

Nur fürchtet nicht Verheerung, Mord und Brand,
O nein! Der Deutsche will nicht niederbrechen;
Was aufgebaut sein Fleiss in diesem Land
Und sein Geschick; — Nur davon wollt' ich sprechen.
Wer war's, der jene mächt'gen Brücken schlug
Die den Ohio und Lorenzo decken,
Der die Kultur zum fernsten Westen trug,
Und es verstand die Industrie zu wecken?

Mögen die Deutschen in den holländischen Colonien, im Verhältniss zu den früheren Jahren, wo sie den holländischen Söldlingen in Zahl gegenüber wie 5 : 7 standen (die ganze indische Heeresmacht geht nicht viel über 30,000 Mann) noch so durch Einschränkung der Werbungen reducirt werden — sie bilden noch immer und immer den Nucleus, um welchen herum Tapferkeit, Ausdauer, Intelligenz und Kraft sich bewegen.

Nach einem jeden Krieg im nahen und fernen Ausland bekommt Haderwyk trotz all' dem fort und fort neuen Zuwachs.

Arme, bedauerungswürdige Geschöpfe, welche die Noth zum Wandern treibt!

Wie anders jene nimmersatten Geldmänner, welche, bereits vermögend, Heimath (wenn auch nicht für immer), Freunde und Alles verlassen, um unter verschie-

denen, oft schädlichen climatischen Verhältnissen, im Schweisse nicht ihres Angesichts, sondern ihrer Gefoppten, knickerisch den Groschen zu verdoppeln.

Ich habe deren nicht Wenige kennen gelernt, ich wünschte sie nur als Söldlinge in Java eingereiht zu sehen.

Die Leute jedoch bestrafen sich selbst, indem ihre Geldgier ihnen keine Ruhe gönnt und ihnen sogar die gewöhnlichsten Genüsse des einfachen Lazzaroni, der mit gutem Appetit sich seine Maccaroni schmecken lässt, durch ihre grübelnde Lebensweise nach Geld und Mammon unbekannt bleiben.

IV.

Ein holländischer Cyclop!

Conf. (Buch VII, Tae-Pih, Cap. 2.)
Der Meister sagte: „Uebertriebene Achtung wird lästig, übertriebene Kühnheit wird Unsubordination, übertriebene Strenge — Rohheit!“

Am Nachmittag des folgenden Tags sollte der Platzcommandant Haderwyks die Mannschaft mustern. Das eiserne Gitter der grossen Kaserne wurde daher geschlossen, dass ja kein Sterblicher, keine Maus weder hinein, noch hinaus könne.

Dies- und jenseits der eisernen Barrière drängten sich nach Schnaps fluchende consignirte Soldaten, Schacherer, Bettlergestalten, alte und junge, geld- und liebesgierige Weiber, welche ihre Opfer nicht nur bis zum Dreimaster, sondern auch jenseits bis zum Styx verfolgt hätten.

In Haderwyk sind drei Merkwürdigkeiten:

1. Der hohe alte Kirchthurm.
2. Die geräumige Kaserne, — ein riesiges Ungeheuer, das fortwährend neue Opfer verschlingt und wieder herauswirft, um dann von Charon zum indischen Fahrzeug geschleppt zu werden, und endlich:
3. Die erwähnte Herberge, eigentlich besser eine Officiers-Kaserne.

Jener mythologische Cyklop, der, von Ulysses geblendet, seine Schaafe zählte, konnte sie nicht vergnügter betasten, als unser Festungscommandant an jenen merkwürdigen Musterungstagen die Schulter der consignirten Zweifüssler klopfte. Ein über 6 Fuss messender, in allen seinen Theilen massiv entwickelter Coloss, dessen herkulische Glieder von mancher Austern verkaufenden Meisje mit unterdrücktem Seufzer bewundert wurde.

Der Boden bebte, als er die Hausschwelle betrat, und wenn er durch die öden, dunkeln Strassen Haderwyks in voller Uniform, mit einem Degen, der dem Barbarossa Ehre gemacht hätte, zur Musterung einherstolzirte, floh Alles — besoffene Soldaten, betrunkene Matrosen, ausgetrocknete, abgemergelte Veteranen, von dannen!

Tags darauf, es war ein herrlicher Aprilmorgen, wurde meine Wenigkeit ihm vorgestellt.

Ich wurde in einen engen dunklen Raum geführt, der stark nach Monturen, Knoblauch und Tabak roch. Nach einem stündigen Antichambriren, erschien Caracallas.

Offenbar, dachte ich mir, lässt der gute Mann seine Gewichtigkeit durch Warten fühlen.

Ein flüchtiger Gruss hiess mich willkommen.

„God verdamme", hörte ich ihn sofort zu seinem Subalternen sagen, „wo sind denn zu allen Teufelsklauen des Doktors Contraktpapiere?"

„Vom Ministerium keine gesendet."

„God verdamme, onmogelyk! Bei allen blutsaufenden Geiern, man suche sie sogleich!"

„Man hat sie vielleicht vergessen", wurde ihm schüchtern zugeflüstert.

„God verdamme, waraachtig! Höllen-Mord-Qualen, da muss man es gleich berichten."

Dieser God verdamme, der noch ein paar Dutzend God verdamme hin und God verdamme her herausdonnerte, musste doch irgendwo beim Durchblättern seine Instructionen gefunden haben, die ihm imponiren mochten, weil er plötzlich stumm wurde; ich hörte nur wie er, während er ein Papier durchlas, das er irgendwo endlich gefunden, zwischen einigen kernigen holländischen Mordflüchen mich von der Seite kopfschüttelnd betrachtend, in den Bart hineinbrummte:

„So, ohne Contrakt — rarer Vogel; Ordre des Königs,

muss leider gehorcht werden. Seit vierzig Dienstjahren so etwas Dummes nicht erlebt — über Marseille auch noch dazu — auf eigene Kosten hm, hm!"

„Vidiren Sie mal seine Marschroute", platzte er endlich verdriesslich über seine Enttäuschung heraus, — er, der gewohnt war, alle geistig gefesselt zu sehen.

Der gute Commandant (gleich Gessler, gewohnt, alle Welt sich vor ihm bücken zu sehen, dessen Inneres aber trotz seiner rauhen Schale sicherlich nach seiner Manier gut, wenn auch höchst originell gewesen sein muss), wusste eine Stunde später beim Abschiede factisch nicht, welche Miene er dazu schneiden sollte, als ich vertraulich auf gewöhnte Yankeemanier seine Bärentatze nahm und tüchtig schüttelte. Er glotzte mich kirschroth an; aber es war zu spät für ihn, zu reflectiren, dass er Festungscommandant und ich Sanitätsofficier war! Seine Gumpolino-Nase verfärbte sich dunkler und seine Handflexoren machten die meinigen extendiren!

Denselben Abend erhielt meine Familie in Wien folgende Depesche:

„Komme per Schnellzug, macht Euch bereit, bin übermorgen in Wien."

Mein neugieriges Weibchen, dessen Ignoranz in der Geographie zu entschuldigen war, hatte gut nachzufragen, in welchem Erdwinkel Haderwyk stecke! Kein

Mensch wusste ihr Auskunft zu geben, bis endlich ein ergrauter Wiener Geograph ihre Neugierde befriedigte.

Nach einem 60stündigen Aufenthalt sagte ich für immer Haderwyk und diesen traurigen Gestaden des Zuider-See: Adieu!

Fort ging es kurze Strecke längs der sumpfigen Küste Gelderlands — nach südlicheren, weniger düsteren Provinzen!

Die ihrer lebenden Waare entledigten leeren Waggons legten nun geräuschvoller ihre Bahnen zurück — als ewige Friedensstörer des Sumpfgefieders am Zuider-See, um bald wieder mit neuen Opfern vollbespickt nach der düsteren Festung zurückzueilen!

V.

Ankunft in Marseille und Abfahrt nach dem Indischen Archipel.

Conf. (Buch XV. Wei-ling-kung.)
Der Meister sagte: „Jener, der für das Entfernte (Zukunft) nicht Sorge trägt, wird Kummer in der Nähe (Gegenwart) haben."

Im Jahre 1870 gab es noch keine Eisenbahn durch den Mont-Cenis. Wer von Piemont nach Marseille wollte, musste über Genua, oder anderwärts.

Ich überspringe geflissentlich, wie man sieht, Orte, Länder und einige kleine Familienereignisse! Oder soll ich das freudige Wiedersehen, das Jubeln um mich, niederzuschreiben trachten, als mich in Wien meine Familie nach einem Monde wieder umarmte, all' die kleinen Vorbereitungen schildern, die eine zärtlich liebende Mutter für ihre Kinder trifft, wenn sie fort soll — und dies

auf Reisen in andere Hemisphären, wo Clima, Einwohner, deren Lebensweise, Charakter und Anschauung so total verschieden von denen der Alltagsmenschen daheim sind?

Leute, die Europa kreuz und quer bereisen, Ausflüge an die Küsten des Mittelmeeres machen, wo der Verkehr so rege, das Reisen so bequem ist, dass man in der That die Strecke Petersburg-Lisbon, Liverpool-Constantinopel, Madrid-Smyrna, Madeira und Cairo ganz gut Plaisirfahrten zu nennen berechtigt ist; würden ein bedeutend bedenkliches Gesicht schneiden, wenn Entbehrungen aller Art, Seele und Leib beeinflussende ununterbrochene Tropenhitze, erschöpfende Schweisse und Hautausschläge, schlechte Nahrung, strapazieuse Reisetage jene Bequemlichkeiten ersetzen würden.

Da ich in Wien meine Familie reisefertig antraf, so steuerten wir sofort dem Süden zu.

„Werden wir uns wohl je wiedersehen?“

„Unmöglich, dass ihr Säugling eine solche Reise aushält!“

„Haben Sie Acht auf Ihre Kinder, dass man sie Ihnen nicht verdirbt. Sie kennen die Malayen!“ u. s. w. u. s. w. Das waren die letzten Worte, die wir beim Abbrausen des Wiener Zuges nach der Adriatischen Küste von unseren Freunden zugerufen bekamen.

„Nun, leb' wohl! Glück auf die Reise!“ —
„Danke! Grüss' von mir zu Haus!“
Und auf eisernem Geleise
Rollend, schnaubt der Zug hinaus.

Wie ich, sollten meine Kinder die Welt von allen ihren Seiten kennen lernen, statt spinnen und weben, sich an meiner Seite allen möglichen Gefahren aussetzen, diese kennen lernen und ihnen die Stirn bieten.

Wenige Tage hielten wir uns in Triest auf!

Hier führte ich zum erstenmal Frau und Kinder in meiner Aeltern Haus! Vom väterlichen Segen und von so mancher Thräne meiner armen Mutter begleitet, verliessen wir, für Venedig und Genua, diese Küstenstadt.

Ich hatte absichtlich die zwei kleinen Ueberfahrten Triest-Venedig (6 Stunden) und Genua-Marseille (24 Stunden) gewählt, um meine Kinder, das eine 7, das andere 9 Jahre und einen 24 Wochen alten Jungen, der sich fest und erschrocken an die Mutterbrust klammerte, allmälig an die grosse Seereise sich gewöhnen zu lassen. —

Und hier sei es mir erlaubt, da ich mir nun einmal die Aufgabe gestellt, sogar Kleinigkeiten wiederzugeben, auch meine Meinung über die österreichische Lloyd-Dampfschifffahrt, so weit sie eben nur die Passagiere

interessirt, bei dieser Gelegenheit auszusprechen, und diess mit um so grösserer Befugniss, als ich in früheren Jahren als praktischer Arzt in Triest (1860) mit den Meisten des betreffenden Officierscorps bekannt wurde, zu verschiedenen Malen auf grösseren Strecken mit Lloyddampfern fuhr und zur Genüge das Reisen auf englischen, deutschen, amerikanischen, französischen, holländischen, spanischen Dampfern u. s. w. auf den verschiedenen oceanischen Strecken unseres Planeten kennen gelernt habe.

Ich habe im Allgemeinen unter dem österreichischen Lloyd grössere Gentlemen als unter Jak und John Bull gefunden, die nur gegen Ladies scheinbar polirt, im Grunde genommen aber durch und durch unzugängliche „rough fellows" — derbe Flegel sind.

Bei den Messageries impériales (nun maritimes) ist man zu hochnasig — wenn man kein Franzose ist, ist man auch kein Mensch; hinter dem Rücken wird man die Zielscheibe von Hohn und Gelächter.

Der süddeutsche Lloyd hat Leute, die von Haus aus, auch wenn nicht mit bedeutenden Kenntnissen in der Oceanologie, in den Wind- und Wasserströmungen aller Weltmeere (da die Gelegenheit ihnen zu derartigen Explorationen oder der Sporn zu speciellen Studien bis dato gefehlt hat) ausgerüstet, doch eine gewisse Politur besitzen, welche sie von den verschiedenartigsten, in den Binnenmeeren des mittelländischen Meeres zusammen-

gewürfelten Völkern (meist Orientalen, denen Complimentirung, abgeschliffene Manieren eigen sind) absorbirt haben. Und das ist gerade für die Landratte von höchster Wichtigkeit; ja Alles ist ihm nur daran gelegen, in seinem katzenjammerähnlichen Zustande ein freundliches Gesicht, eine zuvorkommende Miene, eine rasende Geduld für alle oft höchst naiven Fragen anzutreffen, die er nirgends besser findet als unter der anspruchslosen Seeratte des adriatischen Meeres, und nirgends ist er besser aufgehoben, was Küche und Medikamente anbelangt, als beim österreichischen Lloyd.

Das habe nicht nur ich, sondern auch der österreichische General-Consul, ein Ausländer, in Bombay gefunden, der sich weniger an Aesculap als an Koch und Küche hielt und das Galadîner mit lebhaften Toasten auf die Direction und die Regierung beendete, welche im fernen Auslande besser für ihre Köche als für ihre Consuln sorgt (siehe später Conigh's Fall).

Aber ich vergesse so meine Reise Triest-Venedig!!

Auf der kleinen adriatischen Strecke nun lachten wir Alle recht herzlich über See, Seeungeheuer und Seekrankheit, hauptsächlich konnte meine Frau nicht begreifen, wie man den Blick von dem bezaubernden Wasserhorizont, auf den der freundliche Planet seinen silbernen Schimmer warf, von den flimmernden zahllosen

Sternen wegwenden, seine Gedanken von der geheimnissvollen nächtlichen Stille, die nur das Geräusch des Räderschlages und der monotone Ruf der Nachtwache unterbrachen, ablenken könne, um unten in der engen, nach Maschinenöl riechenden Cabine auf der Coje seufzend und schmachtend das Land sehnsüchtig wieder zurückzuwünschen.

Wie anders aber, als uns ein anderes Fahrzeug, den Genua-Cap umschiffend, von den sich überschlagenden windgepeitschten Wogen in ihren Vertiefungen aufgenommen, hin- und herrollte; als man sich in die untern Räume flüchtete, in welche als treuer Gefährte nicht nur der Gestank aller möglichen Thierexcremente mit hineinzog, der, die frische, belebende Seeluft ersetzen sollte, sondern auch mancher Vierfüssler mit hinunterpurzelte, die Zahl der seekranken Passagiere vermehrend! Es wimmelte nemlich an Bord von Schweinen und Schafen.

Unser Genua-Dampfer war ein förmliches Transportschiff. Zu jener Plebiscitzeit mussten die Schafe theuer in Marseille bezahlt werden. So erzählten mir wenigstens die Leute an Bord, dass bei jeder Hinfahrt das Verdeck nicht mit Wasser gescheuert zu werden brauchte, da die Nieren dieser so geduldigen Thierchen genügendes, wenn auch weniger angenehm riechendes nasses Material lieferten, um das ganze Vorderdeck blank zu waschen.

Auch die See war uns nicht hold; die Thiere rollten und fielen nicht übereinander; ihre Reihen waren nämlich so dicht, dass am Vorderdeck von Backbord zu Steuerbord sich kein Matrose zwischen ihnen durchwinden konnte, wesshalb man auf kreuz und quer befestigten, über den Schafsköpfen balancirenden Brettern den Dienst verrichten mussten.

Die Passagiere wetteiferten mit den Vierfüsslern an Geduld und Ergebung.

Kleine Kinder unter solchen Verhältnissen bei sich zu haben, ist begreiflicher Weise höchst misslich; der Säugling wetteiferte mit dem entfesselten Elemente, unser Ohr zu betäuben. Meine Kinder stöhnten und weinten; meine Frau seekrank, ich seekrank, alle seekrank, keine Möglichkeit, sich auf den Füssen zu halten, selbst die Stewards wurden plötzlich unsichtbar, und nur das Fluchen und Lärmen der oben auf dem Verdecke herumlaufenden Matrosen erinnerte uns, dass doch noch gesunde Zweifüssler an Bord wären!

Ich verwünschte tausendmal mein Seeübel, welches mich so entsetzlich stark mitgenommen, dass ich kaum meiner Familie zu Hülfe kommen konnte.

Hatte ich denn doch durch viele Jahre alle Weltmeere durchschifft, sollte ich doch seefest sein, und wurde ich doch einst auf einer kleinen Flussfahrt per Dampfer, die blaue Donau hinunter, seekrank!! Gerade

aber die Kräftigsten sind es, die gewöhnlich am schnellsten und heftigsten von diesem Uebel befallen werden.

Man hatte mich oft gefragt:

„Doktor, Sie haben die Ansichten über Seekrankheit aus dem Munde so vieler Neptunsopfer gehört, sind also gewiss mit der Legion all' der unfehlbaren Mittel gegen Seekrankheit vertraut, die man fort und fort in allen möglichen, ja sogar in medicinischen Blättern als unfehlbar preist und anempfiehlt — welches erachten Sie für das Beste? Chloroform, Caffee, Champagner, gesalzene Fische, Meerwasser, Alcoholica, Amara pura et aromatica, Hoffmann'sche Tropfen, Diät oder Frass!?"

„Ist er wirklich seekrank? — frug ein Capitän einst", gab ich zur Antwort.

„Ja."

„Dann, fügte der Seebär hinzu, eine gute Tracht Prügel oder das Land, wie ich es meinen Jungen und zimperlichen Mamsellen empfehle!"

Man wird es daher ganz begreiflich finden, wenn wir uns alle für Letzteres aussprachen, und mit welchem Dankbarkeitsgefühl wir endlich den von weitem wie ein blendend weisser Saum aussehenden Marseiller Hafen begrüssten!

Wenn man eine grosse Seereise vor sich hat, liebt man es, das Fahrzeug zu besuchen, das uns jenseits der Meere bringen soll. Es ist eine gewisse Beruhigung, von den Seebären an Bord die Schnelligkeit, den Bau, die Eleganz, den Comfort des Vehikels loben zu hören, wo man Wochen oder Monate lang auf diesen schwankenden Brettern, von der übrigen Welt abgeschlossen, leben muss.

Manche erkundigen sich sogar, wie viele und was für Passagiere, welcher Nation, welchen Alters und Standes sie sind, suchen dieselben in ihren Wohnungen oder Herbergen auf und ruhen nicht eher, als bis sie Duzfreunde geworden! Andere treiben es noch weiter: sie befragen den Koch über die qualitativen und quantitativen Gerichte, ob die Steaks auf diese und Schweinefleisch auf jene Manier, mit jenen Ingredienzen aufgetischt werden. Sie kosten das Wasser, den Wein und andere Getränke, machen ein bedenkliches Gesicht, worauf sie die psychischen und physischen Eigenschaften des Capitäns und Steuermanns durch naseweises Herumschnüffeln und Herumfragen abzulauschen sich bemühen.

Ich fand in Marseille den 4000 Tonnen haltenden „Pei-ho", einen der Messagerie impériale (jetzt maritime) gehörenden Dampfer, vollkommen nach meinem Geschmack.

„Schlank und zierlich wie eine Gazelle.“

„Wie colossal und doch so proportionirt.“

„Ich liebe diese zu langen Fahrzeuge, diese moderne Schiffsbauart nicht — man schreibt das Verunglücken so vieler Dampfer in der letzten Zeit ausschliesslich nur der excessiven Länge dieser Riesen zu, welche in gar keiner Proportion mit dem Ganzen stehen.“

„Proportion, Freund, wo findet man heutzutage Proportion selbst in den allergewöhnlichsten Weltdingen?“

„Wenn du, wie ich, unlängst auf der Schiffswerfte gewesen wärst, so würdest du jedoch diese massiven eisernen Spangen bewundert haben, welche die Flanken dieser modernen Dampfer zu einem unverwüstlichen Gerüst unter sich verbinden.“

„Und wie leicht und schnell durchfurcht es die Wogen.“

„Ja, vielleicht auf Kosten der persönlichen Sicherheit; man opfert Hab und Gut der Geschwindigkeit, um nur ja in Allem mit dem Zeitgeiste fortzueilen“, bemerkte der frühere Sprecher, der zu der guten alten Zeit gehörte und dem Neuerungsgeiste durchaus nicht gewogen zu sein schien.

„Zu was wären denn die Assecuranzgesellschaften da?“

„Recht, was ist denn heutzutage auch ein Menschenleben, eine reine Waare, auf die man und mit der man speculirt.“

„Hast du nichts von dem Sr. gehört im Hôtel du Nord da drüben, der gestern gestorben sein soll, nachdem er seine Wenigkeit in einer Lebensversicherung mit 100,000 Frcs. versichert hatte."

„Verliert man also heutzutage leichter sein Leben — so ist Ersatz da."

„Wem kömmt das Geld nun zu, er hat ja Niemand."

„Doch wohl! Seitenkinder, die er, des Lebens müde, legal adoptirt hatte und denen er auf solche Weise unter die Arme greifen wollte."

„Wir haben davon mehrere Beispiele."

„Von Spleen-Menschen, welche früher oder später einen Selbstmord beabsichtigen!"

„Drolliger Einfall! Ich lobe mir die alten Zeiten und die Segelschiffe. Man hatte keine Lebensversicherungsanstalten, keine Dampfer — und doch entwickelte sich Alles eben so wie jetzt."

„Man wird in nicht vielen Jahren Schiffe nur noch bei Schiffsmäklern abgebildet finden und damit auf Seeleute denselben Eindruck erzielen, wie auf den Touristen der Postillon."

„Glaubt ihr das wirklich?" donnerte eine Stentorstimme dazwischen, welche in bester Harmonie mit dem kupfergefärbten Gesichte des Sprechers stand, „ich bin ein alter Seebär, Capitän langer Fahrt und keiner Cabotage-Schiffe wie ihr. Gerade jetzt, wo man glauben

sollte, dass der tödtliche Schlag auf alle Schiffsrheder gefallen sei, gerade jetzt sind Bestellungen von allen Seiten Europas eingelaufen, gerade jetzt haben sie die Hände vollauf zu thun; und was, was beweist das in unserer Dampfschiffperiode? Das beweist, dass in gewissen Dingen für Segelschiffe bei weitem noch nicht die letzte Stunde geschlagen hat, wie man glauben möchte."

„Ich", sagte sein Freund, den ich als Marseiller Schiffsrheder kennen gelernt, „ich läugne die Vortheile der Dampfschifffahrt nicht. In Binnenmeeren, nahe an den Küsten, wo die Nähe von Hafenpunkten die stete Ergänzung der Kohlenvorräthe ermöglicht, wird der Dampfer immer mehr an Uebergewicht gewinnen und das Segelschiff bei Seite drängen, in der Kriegsmarine ist er zur Alleinherrschaft berufen, der Dampf als Motor macht den Dampfer unabhängig und frei in der Bewegung und unbeeinflusst von Wind und Wetter — jedoch wird die Dampfschifffahrt erst dann glorreich aus dem Kampfe mit den Segelschiffen hervorgehen, wenn man ein billigeres, weniger voluminöses und effectreicheres Brennmaterial entdecken, die Wirkung der Maschine bei gleicher Dampfkraft erhöhen oder die Schraube durch eine andere intensiver arbeitende Vorrichtung ersetzen wird. Bis dahin hat es aber noch Zeit."

„Singen wir daher noch nicht das Grablied der Schiffe! In der Zukunft, wenn sämmtliche Handelsmarinen

mit Dampfschiffen versehen sein werden, wenn in Folge des stets wachsenden Verkehrs der Tonnengehalt und mit ihm der Kohlenconsum zur See, auf Eisenbahnen und in industriellen Etablissements steigen wird, müssen sich doch endlich einmal die Kohlenlager erschöpfen. Wem ist nicht die Panik der Engländer und die Schadenfreude der Nachbarn in dieser Beziehung bekannt?! Bis dahin steigen mit den Kohlenpreisen auch die Regieauslagen für die Dampfer. Der grosse Bedarf der Kohlen auf allen oceanischen Stationen muss dann ein enormes Frachtgeschäft entwickeln. Man wird, um die Kohlen billiger zu versenden, vielfach auf deren Transport per Segelschiff zurückkommen, — also ein Rückschlag unausweichlich!!"

„Und so lange man nicht im Stande sein wird, der kostenfreien bewegenden Kraft des Seglers einen gleich kostenfreien Motor entgegenzustellen, wird noch so manches Segelschiff die Fluthen des Salzwassers durchfurchen, um so mehr, als die Routen, auf denen man die Oceane heutzutage durchmisst, gleich einer wohlerhaltenen Landstrasse gekennzeichnet sind und zweifellos immer mehr und mehr verbessert werden, wodurch endlich auf den grossen oceanischen Strecken, auf denen die Verhältnisse von Wind und Strömung ziemlich regelmässig sind, die Segelschifffahrt an Sicherheit, Zeit und Unabhängigkeit immer mehr gewinnt."

„Bravo!" rief ein Steuermann, „wir bekommen ja

hier eine förmliche Vorlesung in der Oceanologie! Vivat die Segelschiffe und vivat die Dampfer!!“

„Sei es“, rief ein Matrose, „vivat die Dampfer aber auf dem Pei-ho möchte ich nicht mit!“

„Warum nicht, ist nicht dessen Name schon einladend; Pei-ho gleichlautend mit Krystallwasser, heller Bronnen? Konnte man einen schönern Namen wählen?“

„Hm, warum!? Ich habe meine Vorurtheile, oder besser gesagt meine Erfahrungen. Pei-ho hatte schon beim Ablaufen aus dem Dock — Unglück.“

„Wie so?“

„Ein Matrose stürzte von der Braamstange herunter und blieb mausetodt.“

„Diable! Schlechte Vorbedeutung!“

„Und das ist noch nicht Alles; auf der unmittelbar darauffolgenden Probefahrt im mittelländischen Meere verunglückten zwei Matrosen.“

„Oh, oh! Was will man denn noch mehr?“

„Aber sieh mal jetzt, Thomas, sieh mal diese zwei Klosterfrauen und jene dunkeln Missionärsgestalten, die soeben das Schiff besteigen, setzen sie nicht dem Ganzen die Krone auf?“

„Nu, wenn jetzt Pei-ho glücklich und unversehrt zurückkommt, dann hänge ich meinen Unglauben an den Nagel.“

„Das sind keine Vorurtheile, Mann; jedesmal wenn

solche dunkle Männer an Bord kommen, ist immer Unglück, das sag' ich Euch!"

„Und von hier bis Shang-hai sind 50 Tage Dampferfahrt, — ich kenne genügend die chinesischen und indischen Meere."

„Schlechte Meere, Parbleu! Und 50 Tage! Da hat man Zeit, seine Glieder zu strecken."

„Desswegen bleibe Jeder daheim und nähre sich redlich", fiel ein Spielwaarenkrämer in die Rede.

Derlei Redensarten hielt man am geräumigen Marseiller Molo, dessen halbe Länge der Pei-ho occupirte, als ich gerade mit dem Aufgeben meines Gepäcks beschäftigt war.

Bleibe daheim! brummte ich nach.

An's Vaterland, an's theure schliess' dich an —
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Daheim? — Und wehmüthige Gefühle ergriffen meine Brust.

„Wo ist mein Vaterland?" frug ich mich selbst, „wo meine Heimath?" An welches Vaterlands Herz soll ich mich anschliessen; kann ich mich, wie in jenem „a Szozat Kepjelzete" (Aufruf an das ungarische Volk) mit den Worten trösten:

Es ist für dich auf dieser Welt sonst keine Stätte frei,
Hier musst du leben, sterben hier — was auch dein Schicksal sei!

(A nagy világon e kiviil — Nincsen számodra hely:
Áldjon vagy verjen sors keze — Itt élned halnod kell!)

Durch die Geburt (Udine im Venetianischen), sowie von mütterlicher Linie (eine Lombardin) sollte ich Stock-Italiener sein, wenn nicht Ungarn mich als Heimathstätte meines Vaters reclamirte, während es im Würtembergischen an Bechtinger'n nicht mangeln soll. In Triest wurde ich adoptirt, nahm jedoch, als mein junger Kopf von Freiheitsideen sprudelte, meine „Intention and Declarations papers" als amerikanischer Bürger in St.-Francisco (Californien). Bin ich nun Ungar, Italiener, Würtemberger, Amerikaner oder gar Hawaïer?

Ein Sandwichinsulaner Arzt, mit dem ich zwischen Corallenriffen Fische fing und fleissig gleich ihm roh verspeiste, sagte mir nämlich so oft er mich sah: „Likupu wau, oe! Wau kauka kanaka; oe kauka haore pipikenaka — oe likupu wau, Hawaii nei!"

(„Wie ich bist du! Ich ein Insulaner Sacerdot und Arzt, du der weisse Arzt, der Stierbekämpfer [unter diesem Namen bin ich auf jener Inselgruppe bekannt], aber beide Hawaïer!"*)

---

* Muss man sich denn also bei einem solchen Chaos wundern, wenn mir in einer Sprache, die, streng genommen, nicht

Ueberall fand ich mich, überall findet man sich glücklich, wenn auch eben nicht so populär als: „ubi bene, ibi patria.“

Die Natur des Menschen ist überall tolerabel, trägt man nur dem Temperamente und Charakter, dem politischen, religiösen, socialen Plunder, den Gesammtverhältnissen, Aberglauben und crassen Vorurtheilen Rechnung. Der wahre Mann bleibt sich aber überall gleich — „gross in seinen Werken, demüthig im Sprechen“ (Conf. Buch IV, Cap. 29). Und den Dummen habe ich überall dumm gefunden — comperativ dem Ge-

---

meine Muttersprache ist, einige Verwechselungen von Dativ und Accusativ der Feder entschlüpften?

Und doch haben sich einige Mitglieder eines deutschen Vereines zu meiner grossen Ehre die Mühe gegeben, jene Fehler unermüdlich in ihren allabendlichen Recreationsstunden, und auch da nur mit Hilfe eines deutschen Sprachmeisters, der selbst die Sprachlehre zu Hilfe nahm, in meinem Werke über Abyssinien zu bekritteln, um mich als guten Freund an den Pranger zu stellen. Ich kann nicht umhin, jene Herren, die ich nicht kenne, da ich nur einmal jenes Lokal behufs einer kleinen Vorlesung, die ich gehalten, betrat, mit der fernern Bitte zu belästigen, auch in diesem Werke die Adnotata, da sie vielleicht gut für die zweite Auflage sind, nicht zu vergessen!!

Es erinnert mich dies sehr an jenen Witzbold, der bei der Beschreibung der verwilderten Sandwich-Hunde auf den Abhängen Mauna Hea und Mauna Loa unter Andern erzählt, dass diese armen Thiere sich zu vier, sechs und acht zusammenschaaren, sich durch gegenseitiges Anlehnen unterstützen, um — — — bellen zu können!

sittungsgrade seiner Umgebung nämlich — welchen Unterschied sogar Boileau ganz und gar weglässt, indem er behauptet:

De Paris au Péru,
De Peking jusqu'à Rome,
Le plus sot animal,
A mon avis, c'est l'homme!!

Zurück jedoch auf unsern Pei-ho!

„Schöne Vorbedeutungen", sagte ich mir selbst, als ich die Unglücksfälle auf dem Pei-ho hörte, „aber der Teufel auch wird an all' das unsinnige Geschwätz glauben."

Die Zahl der neugierigen Menge und der Passagiere wuchs indess mit jeder Minute — der Molo war voll, das Wetter prächtig.

Um 8 Uhr Morgens den 15. Mai 1870 sollte Pei-ho die Anker für die entfernten Gestade Chinas lichten.

Wie anders verliess ich jetzt Europa, wie anders damals, als ich mit einem halben Silbergulden — mein ganzes Reisegeld nach bezahlter Passage, den man noch dazu in Neu-York gar nicht annehmen wollte, — mich an Bord der Hammonia für Amerika drängte:

— —, gedenk' ich an die Zeit,
Da ich hinaustrat in das Leben,
Der Blick wie kühn, das Herz wie weit,
Wie frei, wie jugendfrisch das Streben!

Nicht reich genug die Erde glaubt' ich,
Dem jungen Drang genug zu thun,
Bis an die Sterne trug das Haupt ich —
Was ist es nun? —

Welche finstere, unbekannte Zukunft stand mir damals bevor!

Welches Herzklopfen, als ich in den Hamburger Train für Glückstadt („gute Vorbedeutung", sagte ich mir, „eine Stadt des Glücks soll sie mir werden!") mit der Masse von deutschen Auswanderern einstieg, auf deren grössten Theil die amerikanischen Bounty magisch wirkten, um sich dann auf drei Monate oder auf drei Jahre in irgend einem Staate für den ausgebrochenen Unionskrieg engagiren oder besser gesagt niederschiessen zu lassen!

Wie anders stand ich damals vor dem in Winternebel eingehüllten Fahrzeug bei halb zugefrorner Elbe, und wie glücklich endeten alle meine noch so beschwerlichen gefahrvollen Unternehmungen — und wie heiter stand ich nun vor dem Pei-ho, der im vor Frühlingsgluth lachenden Marseille-Hafen ruhig aus seinen Kaminen bereits zu dampfen begann, mit einer gesicherten Zukunft, brillanten Aussichten, vereint mit denen, die mir am theuersten waren — und wie unglücklich musste gerade diese so schön begonnene Reise enden! So ist der Gang der Weltdinge.

Freunde, Bekannte, Verwandte, Geschäftsleute, zurückbleibende Frauen und Kinder der Mannschaft und Bordofficiere umarmten sich auf die herzlichste, rührendste Weise; freilich nicht so wehmüthig und traurig, wie man es in früheren Jahren Angesichts der Dauer und Entfernung einer solchen Reise per Segelschiff gethan, denn wie unbekannt waren damals die Meere, wie abenteuerlich das Reisen und wie fremd das Leben im fernen Auslande!!

Um 6 Uhr hatten wir unser Hotel verlassen und um 7 Uhr waren wir bereits fix und fertig in unserer Cabine installirt. Bald darauf fielen zwei Schüsse, das Fahrzeug schwankte, die Schraube versuchte mit mächtigen Drehungen ihre Capacität, und langsam zuerst, dann mit mächtigen raschen Schwingungen entfernte sie den Coloss von der allmälig immer kleiner werdenden Küste.

Da schwindet's hin, langsam als ob es wüsste,
Dass es mein Auge nicht mehr schauen soll,
Fahr wohl, Europa, meiner Jugend Küste,
Fahr wohl, ich habe keinen Thränenzoll.
Es wohnt sich sanft im Schatten deiner Buchen,
Hoch steht das Korn, man gräbt nach Gold und Erz.
Mich aber treibt's ein andres Land zu suchen,
Und ein Columbus ist mein ahnend Herz!

Unter welcher Wucht von bangen Erwartungen, Gefühlen und Hoffnungen aller Art verliessen wir dies Land!

Während unser Dampfer die ruhigen Wassermassen des mittelländischen und rothen Meeres à 13 Meilen

per Stunde durchdampfte, um die in den Sommermonaten höchst angenehme Ueberfahrt Marseille-Port Said und Suez-Aden — die Hitze selbstverständlich ausgenommen — zurückzulegen, von wo aus wir noch zwanzig lange Reisetage vor uns hatten, will ich den Leser einige Jahre in meiner Lebenslaufbahn zurückführen und ihn auf Java, in die holländische Colonie versetzen, wo ich mich im Jahre 1867 factisch befand. Der Leser wird, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, sich dadurch von dem socialen Leben daselbst, von Land und Leuten, vom Thun und Treiben des Publikums, der Regierungsdiener und öffentlichen Verwalter wenigstens einen kleinen Begriff machen können. Er wird zugleich beiläufig mit den Gründen bekannt werden, die mich zur zweiten Synbads-Fahrt nach dem ostindischen Archipel bewogen.

Einige kleine Skizzen sollen also vorangehen, damit man vorerst mit dem Leben in diesen Colonien einigermassen vertraut werde, um dann desto besser meine eigene Situation, Jahre später, auffassen und würdigen zu können!

VI.

Worin der hinkende Teufel zum ersten Male seine Sporen versucht!

Yen Yuen (Conf. Cap. 19, Buch 12): „Der Mächtige steht zum Schwachen wie der Wind zum Grase. Weht der Wind, muss sich das Gras beugen.“

s war also das Jahr 1867, als das bekannte Drama in dem Adoptivlande Ferdinando-Cortez vorfiel, dessen Anfang einige Aehnlichkeit mit den jetzigen Verhältnissen des neuen spanischen Königs hatte.

Wem sind nicht des Ersteren Einzelheiten bekannt? Ein Drama ruft hienieden gewöhnlich ein anderes hervor. Alle Jene, welche an dieser Expedition Theil genommen, zerstoben, wie Jedermann weiss, mehr oder weniger mit mexikanischem Paprika gepfeffert, nach allen vier Himmelsgegenden. So geschieht es mit Recht Allen, welche gerufen oder ungerufen sich in die Angelegenheiten fremder, ihnen in jeder Beziehung unbekannter

Völker mischen wollen, wo Geist, Sprache und Gesittung so total von unseren verschieden sind.

Wie doch die Welt ist!? Es mag wohl seiner Zeit kaum ein Journal gegeben haben, welches nicht den Mord Maximilian's als einen Schandfleck für die ganze mexikanische Nation ausgeschrien, den Indianer-Banditen Juarez als eine Galeerenseele an den Pranger gestellt hätte.

Im Sommer 1872 hingegen, als Juarez starb, war kaum eine Zeitung in allen Sprachen (und was kaum glaublich, auch die Oesterreichische Presse), welche nicht jenen Präsidenten Neuspaniens als den bravsten, ehrlichsten Vaterlandsvertheidiger, als ein Muster von Humanität u. s. w. besungen hätte.

Am allerschlimmsten kam unser herzensguter improvisirter Anführer davon, der à part aller seiner guten und schlechten Eigenschaften, die es weder an mir, noch an Jemand Anderem ist zu bekritteln, eine gute Portion Naivität und Eigensinn neben Gelehrtheit und Erfahrungen an den Tag legte.

Nachdem ich der Pantera del Sur (so wurde allgemein der Räuberhäuptling Alvarez in seinem Vaterlande an der pacifischen Küste Mexikos — einer Morastregion ohne gleichen — genannt) einen Strich durch die Rechnung gemacht und glücklich nach Californien entkommen war, dachte ich ebenso gut und ebenso bequem oder

ebenso gefährlich, wie man es nehmen will, meine Retourfahrt über das stille Weltmeer fortzusetzen, als nochmals über die Cordilleren und die mexikanischen Savannah zu reiten, um nach der Heimath zu ziehen! —

Ich sah mich daher nach langen Seereisen eines schönen Morgens auf die niedliche Syngapore-Insel, die südlichste Landspitze Asiens mit meinem Reisesack geschleudert, in welchem „as a matter of course" mehr philosophische Grundsätze als alte oder neue Wäsche enthalten war.

Ich machte dort die Bekanntschaft des österreichischen Consuls Conighi, der gleich vielen andern seiner Collegen im Hôtel d'Europe Zelt und Bureau aufgeschlagen hatte, — ein tüchtiger Arbeiter, fürwahr! dessen aufopfernde Bestrebungen vom commerciellen Standpunkte aber seine Triestiner Landsleute, die eher bekannte Schwindlerinnen und Baletttänzer als rechtschaffene Unternehmer subventioniren, mit rücksichtslosester Gleichgültigkeit, wenn nicht geradezu mit Undank belohnten, seine Regierung aber mit einem Gehalte honorirte, der in dieser kleinen Colonie sprichwörtlich geworden ist: der kaiserliche und königliche austro-ungarische Repräsentant wäre mit 80 span. Dollars abgespeist, der malayische Koch im Hôtel d'Europe aber (hört! hört!), der den österreichischen und die andern Consuln speise, bekäme 85 Dollars monatlich, beklage sich aber dennoch dem Eigenthümer des Hôtels gegenüber

fortwährend, dass er Schulden machen müsse, um mit solchem Gehalt seine malayische Frau in Syngapore erhalten zu können!

Jahr ein, Jahr aus im grössten Schweisse, den nur die Hitze einer Aequatorialsonne hervorzurufen im Stande ist, hatte dieser brave Conighi sein kräftigstes Mannesalter dort zugebracht! Er hatte auf die schönen Versprechungen seiner Landsleute und seiner Regierung, der Mitglieder der Novarra- und der ostasiatischen Expedition — für die er als wahrer Lastträger gearbeitet, gesammelt, gesucht, gefragt und geschaffen — gebaut, hatte aber vergebens gewartet, und (bescheiden genug) wenigstens auf eine nur geringe Anerkennung von Seite der Regierung gehofft, die sich nie realisirte; was um so befremdender sein musste, als andere Nichtösterreicher, welche weniger gethan, aber bei Bordfestmahlen sich um so wackerer angegessen hatten, besser davon kamen!!

Als die ostasiatische Expedition unter andern auch Syngapore berührte, wurde durch die Vermittlung Conighi's bei seinen Freunden sofort ein geräumiges Magazin aufgenommen, in dem man alle österreichischen Producte zur Ausstellung brachte. Man strömte von allen Seiten herbei, um dieselben zu begaffen. Die Meisten lachten sich jedoch, Mephisto ähnlich, in's Fäustchen — denn seit vielen langen Jahren hatten Schweizer und Hamburger

Häuser, wenn nicht bessere, aber gewiss auch nicht minder gute Waaren importirt gehabt. Die Hamburger Börse hatte die Informationen der Triester Börse, die sie seit lange unter der Hand zugeschickt bekam, ganz gehörig zu ihrem Nutzen ausgebeutet!!!

Conighi hatte gut den Triestinern genaue Details geben, sie auf die wichtigsten Import- und Export-Artikel aufmerksam machen, der gute Mann, der viel leichter schlafende Mamelucken in's Laufen gebracht, als vermocht hätte, seine Landsleute zur nöthigen Geschäftsthätigkeit anzuspornen, schrieb sich die Finger müd und krumm! Seht doch später, was Disraeli sagt!

Hamburger und Schweizer schickten nun ihre Commis herunter, die in wenig Jahren Chefs von den betreffenden Handlungshäusern wurden, schnell bereichert bald nach Hause kamen und ihre in Syngapore oder anderwärts gemachten Erfahrungen sich zu Nutzen für das Wohl ihrer Heimath machten.

Für alle diese Bemühungen bekam Conighi natürlich weder den Elephanten-, noch einen andern „pachydermischen" Orden, dagegen aber trägt er in einer Zeit, wo jeder Koch, Caffeesieder, Bier- und Schnapsverkäufer mit keinem andern Verdienst eine Rosette im Knopfloch trägt, als für die Flüssigkeit vertilgende Mitwelt das Gebräu möglichst verfälscht und dadurch der Gesundheit seiner Mitmenschen geschadet und sich rein auf deren

Kosten bereichert zu haben — als gewiss schönsten Orden das Bewusstsein in seiner Brust, als Mensch, Mitbürger und Beamter seine Pflicht gethan zu haben.

Ich lobe mir in dieser Beziehung, weil wir wahrhaft in der Ordenzeit leben — auch den Präsidenten der französischen Republik.

Wenn ihm früher schon als berühmten Geschichtsschreiber von allen Seiten die Orden zugeflogen kamen, wie erst jetzt!

Eben unlängst schickte noch zum Ueberfluss der Kaiser Don Pedro von Brasilien (der Titel Kaiser wirkt heutzutage gar zu liliputanisch auf das Ohr, — bald werden wieder die mythologischen Halbgötter aus der Vergessenheit hervortauchen) — dem Präsidenten Thiers zu dessen grösstem Verdruss: „das Grosskreuz des Brasilianischen Sterns!“

Ich lobe mir den wackern Mann! Man sieht dennoch an seinem Rock von all dem Plunder — Nichts!

„Mais malgrè les nombreuses décorations“, sagt eine officielle französische Zeitung, „la boutonnière du paletot marron reste vierge de tout ruban.“

Thiers sperrt all den Kram, all die Kreuze in seinen feuerfesten Schrank, um gelegentlich — wenn er humoristisch aufgelegt sein will, und auch nur dann, — beim Anblicke derselben über die Welt und deren Thoren sich den alten Buckel gerade zu lachen.

Also, brave, ordenlose Männer, freut Euch — eine neue Aera scheint aufzugehen, auch für Euch Vergessenen.

Durch so manche derben Lectionen gewitzigt, fängt man nun doch endlich einmal an, von anderen Erdtheilen, und so auch von österreichischer Seite, an diplomatische, handelspolitische Missionen nach dem fernen Osten zu denken — aber wie spät, ma troppo tardi — da dieser commercielle Unternehmungsfunke jetzt überall in Europa gezündet hat und überall weit besser ausgebeutet und subventionirt wird.

Ueber die Corvette Fasana sagt z. B. anno 1871 der „Wanderer" Folgendes:

„Was sollen uns aber solche kostspielige Missionen nützen, so lange uns keine regelmässigen beständigen Communicationen mit dem Markte des fernen reichen Orients gesichert sind, um die man sich aber gar nie bekümmert hat. Die Ungewissheit in dieser Hinsicht kann gewiss nicht aufmunternd auf die Unternehmungslust unserer industriellen Exporteure und Importeure wirken und zur Förderung unserer Betheiligung am Welthandel beitragen."

Von diesen regelmässigen beständigen Communicationen aber wollten bis dato alle die Krähwinkler nichts wissen! Sie warteten und warteten — das egyptische Manna!

Hingegen sind die Leiter solcher Expeditionen — wissenschaftlich gebildete Männer — in so mancher Beziehung oft unglaublich kindisch.

Der Gouverneur Syngapores, der, wie Alle in Syngapore wussten, principiell nicht nur fremden Kriegsschiffen, sondern auch denen Old-Englands nie einen Gegenbesuch abstattete (wenn man in solchen Stellen ergraut ist, hat man ja meist seine lächerlichen Schwächen) — hatte auch durch den Consul Conighi den Leiter der Ostasiatischen Expedition hievon in Kenntniss setzen lassen, mit der Bitte, dass er sich ja nicht an solch ceremonielle Formen stossen solle, dass seine Sympathien für Oesterreich und dessen brave Officiere genügend bekannt seien, als dass das Expeditionscorps sich darüber im Geringsten aufhalten oder gar die Einladung zu einem gastfreundlichen britischen Diner abschlagen könnte. — Ländlich, sittlich! —

Der Gouverneur und seine Bekannten speisten jenen Abend nicht nur auf echt britische Weise, sondern auch (Conighi ausgenommen) unter lauter Briten, nachdem man Stunden lang vergebens mit Sherry und Sodawater bei einem höllischen Durste auf die fremden Gäste geharrt! Sic!

Relata refero, was jeder Barkeeper in Syngapore ebenfalls zu erzählen weiss! Ich hätte dies, was hier gar nicht zum Buch gehört, nicht mitgetheilt, wenn nicht in

Folge dessen eine gewisse Bitterkeit auf dem Platze zurückgeblieben wäre.

Dieser Reisende nun, dem man einen guten Posten als österreichischer General-Consul jetzt zugesichert, hätte doch wahrhaftig wissen sollen, was arbeiten unter einer glühenden Aequatorialsonne heisst! Er, der bei seinem vierwöchentlichen Aufenthalt in Syngapora nur hemdelos seine Arbeit im Zimmer fortsetzen konnte, er hätte sich für den Mann, der volle Decennien im Amte daselbst gewaltet, durch den Dienst ergraut, weniger vergesslich zeigen und für denselben (wie er ohnedem versprochen) sich höheren Orts energischer verwenden sollen.

Wie anders Conighi's Collegen, die mit ihren Besoldungen ein gottvolles, sorgenloses Leben führen können und sich über den malayischen Koch den Buckel voll lachen!

Das beleidigende hartnäckige Stillschweigen auf alle seine Petitionen liess endlich dem kaiserlichen und königlichen austro-ungarischen Consul — Conighi Esq. — nichts über, als Syngapore für Wien auf eigene Kosten zu verlassen, um wenn nicht Anerkennung, so doch Lohnerhöhung zu finden.

Er hätte in Wien auch factisch Etwas durchgesetzt, wenn ihm nicht jetzt wiederum von einem seiner Compatrioten sogar ein Strich durch den Plan gemacht worden wäre, wodurch seine Stellung und seine Aussichten dieselben

blieben wie zuvor! Dieser Triestiner Maecen, ein Mann, der mit der Carriere, dem Avancement und der Gehaltserhöhung Conighi's gerade so viel zu thun hatte, als wir mit den Bewohnern des Mondes, arbeitete ihm entgegen. — Welch tapfres Herz? Einige finden ja ein wahres Vergnüges darin, ihre Nachbarn sans jalousie de metier nach Kräften zu drücken, und Jener, der jetzt ein prachtvolles jährliches Einkommen im Lande der Pharaonen geniesst, um im kühlen Bureau seine Virginia zu rauchen, konnte gar nicht begreifen, wie in Syngapore ein Consul mit 80 Dollars um Gehaltserhöhung anzusuchen sich erdreiste; ein paar Monate Syngapore-Leben hätten denselben eines Bessern belehrt und einer gerechteren That fähig gemacht. Um so mehr, als ja Alles nicht aus seinem, sondern dem Seckel der Regierung geflossen wäre. Täusche ich mich in meiner Physiognomik nicht — ich ziehe jedoch die Existenz Conighi's trotz seiner 85 monatlichen Dollars vor.

Conighi blieb daher nichts anderes übrig, als auf seinen Posten zurückzugehen, um ferner in Syngapore — nicht nur den Pflichten seines Amtes obzuliegen, sondern auch für daselbst verschlagene Oesterreicherinnen, welche zwar längst für die Freuden und Leiden secundae noctis unempfindlich, verwelkt und erkaltet, aber immerhin jenen John Bull's höchst willkommen und neu sind — sich wie zuvor zu kränken, zu sorgen, zu schaffen und

mit bureaukratischem Talente seiner Regierung über Alles haarklein Rechenschaft zu geben.

„Teufel", sagte er mir eines Tags, „diese Heldinnen aus Ungarn, Böhmen, aus der Walachei, welche Syngapore als Lieblingsplatz wählen, geben mir in einem halben Jahre mehr zu schaffen, als alle Oesterreicher, die in diesem Eilande angesiedelt, in zwölf Jahren, oder commercielle Commissionen in einem viertel Jahrhundert. Hiesige Engländer und Ausländer haben über die Gesichtszüge und Formen, lieber Doctor, über Herz- und Sackfehler dieses schönen Geschlechts vom Lande Habsburg grössere, praktischere Kenntnisse, als ihre eigenen Landsleute es je haben besitzen können!"

An der Table d'hôte des Hôtel d'Europe zu Syngapore fanden sich nun viele Holländer, ansässige holländische Commis daselbst und eine Officiersfamilie, die von Batavia eben angekommen, um mit dem nächst zu erwartenden französischen Dampfer von Hong-kong auf zweijährigen Urlaub nach Europa zu gehen, — an der langen Tafel hungerig versammelt.

Ich sage viele Ambtenaaren und Officiere auf Urlaub, da die holländische Regierung jedem Ambtenaar nach funfzehn Dienstjahren einen zweijährigen Aufenthalt in Europa gestattet; dass nun Unfug mit ärztlichen Certifi-

caten geschieht, worin Krankheiten fingirt sind, welche den Petitionirenden selbst schon nach einem Dienstjahre einen Verloog in die Heimath ermöglichen, lässt sich denken. —

Jene, deren Familie nicht gar zu patriarchalisch herangewachsen ist (was besonders von Soldaten gilt, die nicht auf Expeditionen ihre freie Zeit, sondern mit ihren Maïd's gut angewendet und für eine tüchtige Nachkommenschaft gesorgt haben), wählen in der neuesten Zeit um so mehr ihre Passage per Mail, als dies nun die directe Dampfschifffahrtslinie zwischen dem indischen Archipel und Holland durch den Suez-Canal geworden ist.

Den echten Originaltypus muss man wohl nur in den niederländischen Besitzungen aufsuchen. Es gibt hier drollige Köpfe genug, welche sich lieber in der 16,000 Meilen langen Seestrecke von Wogen und Wind durch volle vier Monate im Schiff herumwerfen lassen, weil sie, weniger bemittelt, die erste Classe per Dampfer nicht bezahlen konnten und die zweite prachtvolle Classe (welche selbst die erste Classe aller Segelschiffe aller möglichen Linien weit zurücklässt), als eine ihren Rang und ihre Würde verletzende Passage erachten. Also lieber dreimal um die Erde per Schiff, aber nur Passagiere erster Classe. O vanitas!! —

Manche werden dazu ungläubig lächeln, was würden sie aber dazu sagen, dass — wie ich bei meiner indischen

Fahrt später erzählen werde — eine holländische Familie deswegen mit uns auf der Reise zu verkehren erröthete, weil wir in der zweiten Abtheilung der ersten Classe und nicht in der ersten Abtheilung der ersten Classe waren; meinen muntern Kindern gaben sie erst auf der Strecke Syngapore-Batavia eine Antwort, weil die geringe Tonnage des Steamers ein Abtheilen der ersten Classe nicht zuliess!

Der Officier, mein Nachbar an der Syngapore table d'hôte, erzählte mit feuriger Ueberredungskraft, dass auf dem grossen holländischen Inselmeer fühlbarer Mangel an Aesculaps Kräften, die Regierung darob in grosser Verlegenheit und jeder Nachschub willkommen wäre.

Was Wunder, wenn mich meine Reiselust dorthin trieb!

So nahe einer so reizenden paradiesischen Insel-Gruppe — und nicht hin?

Keinem Menschen in Europa wird es natürlich einfallen, eine Gegend nahe zu nennen, zu der man drei Tage per Dampfer braucht; im Auslande anders!

In den Vereinigten Staaten fliegt man per Train und Dampfer so mir nichts, dir nichts tausende von Meilen und erachtet es dabei nicht für nöthig, seinen Freunden einmal Adieu zu sagen!

Der Sohn New-Yersys und Massachusetts wird

55304A

höchstens ein Packet Virginia-Kautaback mit einem halben Dutzend Papierkragen oder einen einzigen eisernen Kragen mitnehmen, die er, schmutzig geworden, einzeln jeden Morgen zum Waggonfenster hinauswirft. Man kennt heutzutage fast keine Entfernung mehr. „Wohin fährst du?“ „Nach Nagasaki und von da nach Hakadady, zuletzt Jeddo, Yokahama berührend.“ (Lauter japanesische Plätze.) — Oder: „Grüss dich der Himmel, wir sehen uns bald wieder.“ „Wohin des Weges?“ „Eine kleine Tour, Adieu, Adieu, ich habe Eile!“ „'Also wir sehen uns heute Abend im Park?“ „Was, Park? Wir segeln binnen einer halben Stunde nach Macao, um Koolis zu laden — werden Tahiti und Callao berühren, glaube kaum, dass wir uns länger als vierzehn Tage in Valparaiso aufhalten, um dann über Cap Horn nach Havannah zu segeln.“ Es wird sich von der Vogelperspektive prächtig machen, wenn die Reisemanie einmal allgemein auch die untern Volksschichten ergriffen hat in einer Zeit, wo selbstverständlich auch die Beförderung ausserordentlich leicht, billig und schnell vor sich gehen wird.

Werden wir da in gewissem Sinne nicht wieder den alten Nomaden gleich unsere Lebenstage im Wandern zubringen? Alles geht heutzutage mit Sturmesschritt vorwärts, aber denn doch nicht schnell genug für jenen Franzosen, der mir an der Table d'hôte sagte:

„En France, nous sommes toujours pressés, im Mo-

nate Jänner oder Februar müssen wir Spargel essen, Erbsen im März, Trauben im Juni oder gar im Mai, und endlich haben wir das Mittel gefunden", sagte er zu seiner spröden Nachbarin gewendet, die soeben aus Batavia gekommen, „in kürzerer Zeit die Welt zu umsegeln, als es nothwendig wäre, ein holländisches Herz zu rühren."

„Auch können wir", sagte ein Anderer, der ein Blättchen der heutigen Culturgeschichte im Sacke zu haben schien, — „jetzt mehr Zucker in einem Tag raffiniren, als vor hundert Jahren in einem Monat."

„Und was das Lächerlichste dabei ist", bemerkte ein Lipp-Lapp, der gerade seine vier Teller in Wasser gedünsteten Reis (Nassi) fast trocken mit indischen Gewürzen so schnell in seinen Magensack hinunterbefördert hatte, dass die seiner Mischung eigenthümliche brünette Gesichtsfärbung plötzlich wie die eines Irequois — des Indianers Nordamerikas — ganz kupferroth wurde, „was das Lächerlichste ist, dass wir hier, im Lande des Zuckers, den raffinirten Zucker erst von Holland bekommen welches sich das Raffiniren vorbehalten hat."

„Ja", bemerkte die Holländerin, welche diesen Fortschritt nicht nur auf Bier und Wein, sondern auch auf weibliche Arbeiten anwenden wollte, „ein Frauenzimmer fertigt jetzt in eben der Zeit bessere Spitzen, als hundert ihresgleichen vor hundert Jahren."

„Pardon, aber nicht in Holland!“

„Ich kenne einen Mann“, fuhr der erste Sprecher fort, um die Unhöflichkeit des zweiten zu vertuschen, „der in einem Jahre 4000 Associé-, resp. Betheiligungsgesuche, Häuser-, Güter-, Geschäfts- und derlei Verkäufe, resp. Ankäufe, Pachtgesuche, 12,000 Stellengesuche, 7000 Stellenangebote durch das ganze weite deutsche Reich und seine Nachbarländer durch Annoncen vermittelt hat, durch dessen Hand in demselben Jahre 1100 Heirathsgesuche gelaufen sind, von denen 800 von Herren und 300 von Damen ausgingen.“

„Und wie Viele unter ihnen haben die Ehe geschlossen?“ frug ungläubig lächelnd eine Creolin (leider in diesem Falle eine alte Jungfer und nicht eine blendende Schönheit, als welche Creolinnen stets gelten sollen — eine alte Jungfrau, die aber den Lipp-Lapp im Nassi-[Reis]-Essen zu übertreffen schien).

„Mehr als Sie vielleicht glauben würden, meine schöne Dame“, gab der Sprecher ironisch zur Antwort; „jedes Ding findet im Anfang seine Hindernisse, aber nichts entspricht dem Sinne unseres materialistischen Zeitgeistes besser, als sich seine Lebensgefährtin brünett, blond, blass oder roth, jung oder alt, Wittwe oder ledig, arm oder reich, vollblütig, lebhaft, empfindlich oder melancholisch, traurig, sentimental u. s. w. auf diese öffent-

liche bequeme und jedenfalls sichere Weise, ohne Refus zu fürchten, wählen zu können."

„So würden beiläufig sich 50,000 Personen herausstellen, die Alle in zwölf Monaten Rath und Hilfe von diesem Manne gesucht und theilweise auch gefunden haben?"

„Nun, ich möchte diesen alle Geschäfte vermitteln sollenden Mann doch kennen", bemerkte die zweifelnde Holländerin.

„Nun, dieser Mann heisst Rudolph Mosse in Berlin, vielleicht ist er selbst noch Junggeselle", sagte man zur alten Jungfrau.

„Bah! einen Berliner!" rief die preussenfeindliche Java-Creolin, „jamais!"

All die Sprecher, ob Blassgesichter oder Malayische Mischlinge, fielen mir beim ersten Blick durch ihr aufgedunsenes Gesicht auf. Man sprach noch lange an der Tafel, und das Gespräch wälzte sich bald auf Vieles, was speciell das Leben auf dem holländischen Archipel unter den Ansiedlern betraf. Ich folgte mit einer gewissen Spannung der Erzählung, leider aber blieb oft bei den interessantesten Punkten meine Neugierde unbefriedigt, da der Redende für pikante Dinge sich des Malayischen — was ich damals nicht verstand — bediente.

„Gut Glück", rief mir Tags darauf Conighi zu, als ich mich für Java, die schönste Insel der Hol-Colonie, zur Reise entschlossen hatte.

VII.

Meine „erste“ Reise nach Java! Ein eigenthümliches geographisches Bild dieser Insel.

Conf. (Buch XVII, Cap. III. Yang-Ho): „Die grössten Weisen und die grössten Dummköpfe ändern sich nie!“

as sagte Confucius 550 Jahre vor Christus und Dr. F. Epp in Heidelberg (jener bekannte deutsche Arzt, der das wahrheitsgetreue Bild über die holländischen ostindischen Besitzungen im Jahre 1852 herausgab) sagte 23 Jahrhunderte später: „Der Geist, welcher seit der Gründung der holländischen Herrschaft in diesen Colonien geherrscht, wird nicht leicht ein anderer, wenn auch neue Berichterstatter sich bestrebt haben, den Zustand von Niederländisch-Indien in der schönsten Strahlenglorie zu schildern, — wer sollte auch diesen Zustand gründlich kennen und ihn vor der gebildeten Welt offen darlegen wollen, etwa

der fremde Gesandte, welcher dort angekommen mit allen Ehren empfangen wird, das Land und seine Bewohner im Festgewande erblickt, oder der Söldling, welcher auf indischen Aussenposten sein sieches Dasein fristet, oder der Nabob, welcher Leib und Seele an das herrschende Princip verkauft hat und endlich den Lohn für seinen höchst fraglichen Dienst geniesst."

So wollte ich mich denn persönlich über Epp's und Confucius' Aussage überzeugen! Auf nach Java!

Denselben Tag nahm ich mir daher eine Karte auf dem zur Abfahrt bereitstehenden Stoomboot: „Koningin der Neederlanden", ein prachtvolles Fahrzeug, das zum Erstaunen Aller noch immer, obwohl durch und durch morsch, keinen Schiffbruch gelitten und vor 30 Jahren bereits von der begaffenden malayischen Menge mit Kapal-Api (das Feuerschiff) getauft wurde. Soll ich nun für die Indobataver oder für die Fremden die Reise beschreiben? Nichts ist für den Tropenbewohner gleichgültiger, vielleicht auch für seine abgestumpfte Seele lästiger, als die Schilderung von Naturschönheiten, von der Pracht des südlichen Himmels, von den merkwürdigen fremden Formen der Thier- und Pflanzenwelt!

Als er selbst zum ersten Male jene Gestade betrat, als er zum ersten Male diese aus den Wassermassen hervortauchende Inselwelt am Horizont erblickte, mag dieser jetzt abgewelkte Ansiedler über all' das Wunderbare

sicherlich einen Bewunderungsruf ausgestossen haben, der jetzt seinem Innern fremd ist! — Tempora mutantur et nos cum illis!

Eine sentimentale Teutonierin liess hingegen ihren ersten Eindrücken freien Lauf; sie übertraf während dieser sechzigstündigen Ueberfahrt an Ausrufungen alle Schwärmer ihrer Heimath: das Ach, göttlich, bezaubernd, prachtvoll, herrlich, majestätisch, romantisch, entzückend, hinreissend, schmachtend, wurden nur durch die drei täglichen Mahlzeiten flüchtig unterbrochen, — denn die Seekrankheit hatte die eingefleischte Poetin, sie war die schönste auf unserem Stoomboot, nicht zu fürchten.

Der Weg Syngapore-Batavia schlängelt sich nemlich ununterbrochen nördlich und südlich um die Aequatorlinie herum zwischen kleinen und grossen Inselgruppen, welche Wind und Wogen brechen. Nordöstlich ist man unter dem Schutze von Borneo, der grössten Insel der Welt; westlich von Sumatra, nördlich von Malacca. Dazwischen tauchen unzählbare Corallen-Inseln aus dem Meere auf, welche mithelfen, in diesem kleinen Binnensee heftige Winde und Monsumstürme lahm zu legen.

Was Wunder nun, wenn für diese Linie, die hol. Stoom: Maatchapy, auch die ältesten gebrechlichsten Fahrzeuge bestimmte!! Aber selbst auf diesen verschwindet die Zeit höchst angenehm und rasch.

Alle diese ewig grünen Eilande zogen, während wir

uns Alle es an der Tafel prächtig schmecken liessen, panoramaähnlich an unsern erstaunten Blicken vorüber. Hauptsächlich war es die Riouw-Strasse, durch die Bidang- und Batan-Insel gebildet, eine halbe Tagereise von Syngapore, die uns entzückte. Welche prachtvolle Gelegenheit hatten sich seinerzeit die Holländer nicht entschlüpfen lassen, indem sie ihrem schlauen Charakterzuge hier weniger Folge geleistet, als ihrem knickerischen Geiste!

Hätten sie zu rechter Zeit nemlich hier einen Freihafen errichtet, wie jetzt Syngapore, diese kleine englische Colonie, in voller Blüthe ist.

Wie oft wurde diese Leier gesungen! Ach wie Schade! schreien wohl Alle noch immer und verdammen ihren Missgriff! Und selbst das sociale Leben in diesem Freihafen Syngapore, um wie viel angenehmer ist es nicht als in Batavia?

Glaubt man doch aus dem unheimlichsten Neste der Welt entronnen zu sein, wenn man die Königin des Ostens, das sonst mit allen Naturanlagen reichlich ausgestattete Batavia, für Syngapore verlässt, wo man, gleichsam wie aus dem Kerker entsprungen, frei aufathmet und sich wieder im Weltstrom, im freien Handel und Verkehr mit freien Männern fühlt und nicht mit knechtischen, albernen, geistesarmen Menschen, zu denen der Zopf ruft: Haltet nur fest, Ihr braven Indobataver, an Eurer Handelspolitik. Bleibt bei Euren

Differenzialzollen! Vergesset Euren Anhängsel am Scheitel nicht!

Nach durchkreuzter Riouw-Strasse und der Aequatorlinie fuhren wir dann längs der an Gold und Edelsteinen reichen, von Europäern aber unbewohnten Linga-Insel hin. Die weltberühmte Zinninsel Banca sahen wir erst Tags darauf, und noch denselben Abend kamen wir in den Bereich eines feenhaften Inselmeeres, „die Duizend-Eilande", welche die Rhede Batavias umgeben, aus der sich (wie der Seefahrer Ulysses) Jeder, der die socialen niederländisch-indischen Verhältnisse nur halbwegs kennt und dort gelebt hat, lieber 10,000 Meilen weit hinaus zu allen Geiern wünscht.

Ein wahres Paradies fürwahr dieser Archipel, die schönste Region unseres Erdballes vielleicht — wenn nicht gerade hier die egoistischsten, hartherzigsten, rücksichtslosesten Menschenseelen pêle-mêle zusammengewürfelt wären! — — Wie erhaben die Natur, wie klein der Mensch!

Ein Blick auf die Configuration des Landes.

Um die hohen Gebirgsstöcke dieses ostindischen Inselmeeres haben sich im Verlaufe der Zeiten dichtbewachsene Ebenen von der angespülten Erde gebildet; fette Moräste, zwischen denen das Meer sich Bahn bricht,

üppige Wälder aus Sumpf- und Wasserpflanzen geformt, in denen Milliarden und abermals Milliarden niedriger Organismen hausen, ein höchst willkommenes Futter der Schlangen, Krokodille, grösseren Insecten und Gefieder aller Art!

Welche Pracht! Welche Vegetation!

Wie grüsst der Seefahrer nach mehrmonatlicher monotoner Lebensweise und nach monatelangem Kampfe mit dem tückischen Elemente auf den ruhigen oder stürmischen Wellen, über denen das blaue Himmelsgewölbe sich ausspannt — wie grüsst er da nicht die fremde Küste, diese aus dem Meer bis zur Wolkenregion hinanstrebende Ländermasse mit ihrer ebenso riesenhaften als fremden Pflanzenwelt anstaunend? Rings um sich sieht er Corallen-Inseln, kegelförmige Trachyt- und Basaltberge mit einem mehr oder weniger schmalen Küstensaum nach und nach aus der See emportauchen, um so mehr, je mehr er sich der Sundastrasse oder der Nordküste Javas nähert.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem wird er seine Wunder weisen
In Berg und Thal und Strom und Feld!

Ein blauer Saum trennt das Land von den höhern Regionen, die von Weitem gleichsam wie aus dem Meere emporsteigende Berge erscheinen. In der Nähe aber

zeigt sich dieser Saum als ein undurchdringlicher, dunkler, schweigender Wald, in welchem reissende Thiere hausen; Mangrove-Dickichte, in denen höhere Amphibienarten brüten! Dieser bewaldete Saum bildet Buchten, in denen zufällig im Wasser ruhende Prauwen und Schiffe allerliebst abstechen, zumal wenn ein Dorf, ein weiss angestrichenes Zollhaus oder eine bunte Flagge das ewige Grün unterbrechen.

Landeinwärts erhebt sich allmälig der Boden und nimmt, je höher hinauf, einen desto vorherrschenderen Charakter an; Thon-, Humus- und Sandbestandtheile, Mergel, rothe Erde, verwitterter Trachyt gehen Hand in Hand bis zu den Abhängen der Vulkane.

„Java in Sicht!" donnerte der erste Steuermann.

Vom Ernsten zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt — und dies ist bei mir jedesmal der Fall, wenn ich die 7 Fuss lange prachtvolle Seekarte dieses Archipels: „Nederlandsche overzeesche Bezittingen op de Schaal von 1 — 3,000,000 opgedragen van den Herrn General-Major J. W. Walther" in meinem Zimmer begucke.

Ich fordere jeden Anatomen mit geographischen und jeden Geographen mit anatomischen Kenntnissen auf, mir die Behauptung abdisputiren zu wollen, dass Java mit den nach seiner Längenaxe und in derselben Breite fort-

laufenden, durch kaum bemerkbare Meerengen getrennten Inseln: Bali, Lombok, Soembaw, Flores nicht vollständig dem Unterkiefer eines Esels im Greisenalter ähnle!!

Man nehme nur nicht kleine Atlasse, man analysire, bevor man spöttelt. Ich sage die untere Kinnbacke des alten Esels, denn wie überhaupt bei allen Thieren, so auch bei diesem Quadrupeden und dem Menschen (siehe Zeichnungen des englischen Anatomen Gray), wie variirt nicht da die Maxilla des Neugeborenen mit der des erwachsenen Mannes, der Kinder in ihrem zartesten und Greise in ihrem höchsten Alter? Wenn die Kanaker-Mythe erzählt, dass einst ein grosser Vogel* ein grosses Ei in seinem Fluge über Oceanien hätte fallen lassen, das im Falle geborsten, die acht hawaïschen Inseln gebildet hätte, warum sollte denn da nicht auch ich von Etwas träumen?

Ich träumte nun, dass ein ergrauter Esel vom Südpol her hoch über Australien und Asien seinen kecken Flug nahm (wenn man vom Hypodrom spricht, sehe ich gar nicht ein, warum nicht auch von einem fliegenden Esel gesprochen werden sollte — es gibt ja sogar fliegende Holländer!). Aber gleich Ikarus verliess sich die Bestie zu sehr auf seine Schwungkraft. Der Esel erlahmte auf halbem Wege, brach zusammen und sank ins Meer.

---

* Siehe darüber: Mythologie der Sandwich-Insulaner!

Die Grösse seiner Carcasse war jedoch derart, dass selbst die indischen Fluthen ihn nicht zu umfassen und zu verschlingen vermochten. Es blieb daher der rechte Unterkiefer auf der Oberfläche der Gewässer blossgelegt, welches sich bei den krankhaften Zuckungen des verendenden Vierfüsslers sofort mit Exostosen (Vulkanen) überzog.

Ein Blick auf die genannte Karte (ich unterhalte mich eben, wie gesagt, hier speciell mit Anatomen und Geographen, deren Kenntnisse sich kreuzen müssen) und wir sehen:

1. Das östliche Vorgebirge der Batavischen Residenz als Capitulum Maxillae;
2. die Residenz Djapara mit dem Vulkan Moeriah als Processus coronoideus; dazwischen
3. die Provinzen Krawang, Cheribon, Pekalongan, Samarang u. s. w. als Incisura seminularis;
4. die Einbuchtungen und Einkerbungen von Madoera Strait, die Meerenge von Bali, Lombok, Flores u. s. w. als atrophirte Alveolar-Fortsätze der Maxillae inferior. asini sen.
5. Angullus maxillae = das östliche Ende der Preanger Regentschappen;
6. die Bucht zwischen Flores und Soembaw = foramen mentale.

Wie verschieden mag, wie gesagt, der erste Eindruck auf Commis und Söldlinge, auf deutsche oder holländische Fortuin-Jägerinnen und Demi-mondlerinnen sein, die ihr mittelalterliches Dorf verlassen und nach 130 Tagen Segelschifffahrt, Entbehrungen aller Art und Intriguen mit Mannschaft und Passagieren diese Sundastrasse begrüssen, und wie anders ist er nicht auf die verwelkte, für alles Geistige, Aesthetische unempfindliche Tropenseele? Aber komisch und drastisch auf Beide wirkt der erheiternde Anblick der in Lackei-Livrée hineingesteckten Malayen — sei es als Diener oder Kutscher. Wie frappant ist die Aehnlichkeit mit den kleinen Macacus-Affen, welche bei uns italienische Orgelspieler in den Strassen herumtanzen lassen! Wahre Affen, und das wissen diese Affentypen ganz gut!

Während einige Anthropologen die Tartaren, Andere die Hindus als die Ureinwohner Javas betrachten, im directen Gegensatz zu der Ansicht der Eingeborenen selbst, welche das Eiland für einst unbewohnt, ja für den Aufenthalt von Ungeheuern und Teufeln halten, welche jeden Ankömmling verschlangen — haben die Javaner a priori den Nagel auf den Kopf getroffen, indem sie zäh an ihren mündlichen Ueberlieferungen hängen, dass nämlich die Wow-Wow allein (eine Java-Affen-Species: Hylobates lenciscus) ihre wahren Urahnen wären.

„Was wissen die Europäer von unseren Urahnen, — waren die Europäer vielleicht damals da?“ sagen sie.

In der That prachtvolle Thierchen mit menschenähnlichem Gesichtsausdruck, diese Wow-Wow, die ich der menschlichen malayischen und mancher andern weissen Fratze vorziehe.

Die Malayen, ihrer Abstammung von diesem Thiere, ohne Darwin je kennen gelernt und seine Lehren je gehört zu haben, vollkommen überzeugt, spielen, essen und trinken mit diesen vorweltlichen Naturkindern!

Wollen wir aber Urkunden, welche historische Thatsachen feststellen, Gehör geben, so finden wir, dass vom asiatischen Continente die Besiedlung Javas stattfand, welche zwar keine Riesen und Teufel, wohl aber entsetzlich rohe Urbewohner, an denen eben heutzutage hie und da noch Ueberfluss zu sein scheint, ins Land warf, — wir finden, dass die ersten Niederlassungen auf der Ostseite Javas stattfanden, deren Bewohner auch in ihrem leiblichen Typus verschieden von den Westjavanen sind. (Letztere nennen sich Urbewohner, Grundmenschen, haben eine verschiedene Gesichtsbildung, hervorstehende Backenknochen und eine eingedrückte Nase als Charakteristikum der malayischen Race.) Was sollen wir von den andern Einwanderern sagen?

Die Chinesen wanderten erst 1412 ein, vielleicht

früher schon, und die chinesische Kreuzung mit den Malayen hiess Pernakans.

Siamesen und Araber colonisirten sich später auf Java.

Bis zum Jahre 1370 huldigten alle Einwohner dem Götzendienste und befanden sich hiebei am allerglücklichsten! Um diese Zeit herum kamen aber arabische Missionäre und verbreiteten den Islam, der 1420 allgemein wurde. Zu dieser Zeit waren schon längst Malayen auf der Insel, zweifellos von Sumatra aus auf Java, hereingewandert, — als Ureinwohner West-Javas.

Die Portugiesen traten 1512 zu Bantam auf, und 1619 errichteten die über die Portugiesen in den Molukken siegenden Schaaren der Holländer eine Niederlassung in dem heutigen Batavia! 1811 fiel die Insel den Engländern in die Hände, wurde aber durch den Wiener Vertrag von 1814 wieder in die der Holländer gespielt, seit welcher Zeit auf den Zinnen Batavias die bunte holländische Fahne ungeschoren weht.

Diese flüchtigen geschichtlichen Betrachtungen durchkreuzten mir das Hirn, als die Java-Ponnies* meines

* Die besten Ponnies kommen bekanntlich von der Insel Sandelhoot und Celebes her — schlanke kleine Thiere, schnelle Läufer.

Fiakers mit der hier ausschliesslich nur für die „Pferde“ und nicht für die „Menschen“ sprichwörtlich gewordenen Geschwindigkeit die öden Cotta-Strassen (Alt-Batavia) und Molenvliet entlang, dem eine halbe Stunde entfernten Hotel in Neu-Batavia zwischen den buntfarbigsten inländischen Geschäftsladen, baarfüssigen Soldaten, schlauen arabischen Priestern, hinterlistigen Chinesen, deren thierische Verschmitztheit nur der Bestialität der sie umgebenden Malayen, Javanen und speculirenden Bengalen gleich kommt, — in grösster Geschwindigkeit zujagten.

Nichts frappirt einen Ankömmling mehr, als die blassen, erdfahlen, leidend aussehenden Gesichtszüge der ihm hier begegnenden Europäer.

Diese sepulcrale Blässe der niederländischen Colonisten ist charakteristisch! Die Leute scheinen wirklich dem kalten Grabe entstiegen zu sein; denn ebenso kalt und starr, ebenso gefühl- und regungslos ist ihr Blick für Alles, was sie umgibt — eine verwelkte Seele in einem verwelkten Körper.

„Bei ihrem stumpfsinnigen, melancholisch phlegmatischen Temperamente, bei ihrem schweigenden fremden Blick“ — sagte mir mein Reisegefährte während des Fahrens — „möchte ich sie zu einer neuen Species, zu den weissen Wow-Wow gegenüber den braunen javanischen Ureinwohnern classificiren.“

„Der Einfall ist nicht schlecht, habe aber meine Bedenken!“

„Welche?“

„Der Einfall wäre nicht schlecht, wenn ich mich nicht gerade bei dieser Gelegenheit der Schädelmessungen der Naturforscher *Welcker* und *Broca* erinnern möchte, welche unsere Javaner, Sumatraner en question zu den Kurzköpfigsten der Mittelköpfe (die grössten Brachycephalen unter den Mesocephalen) zählen, während die Holländer doch den Langköpfigsten (die hervorragendsten Dolichocephalen) derselben Abtheilung angereiht werden. Also gleich ein Unterschied zwischen den Javanern (alias Wow-Wow) und den Holländern“, sagte ich scherzend — „die Einen sind Mesocephalen, die Holländer Dolichocephalen, was doch nicht einerlei ist. Ja, ich will noch weiter gehen und sagen, dass sich in der Welcker'schen Liste einige exceptionelle lange Schädel finden — darunter ein holländischer, welcher den allgemein bekannten Engis-Neander-Schädel sogar an Dolichocephalismus übertrifft. Wie kann man daraus einen holländischen Wow-Wow machen?“

„Gefangen! Gefangen! Sie vergleichen unbewusst die Schädel de Reuter's mit ihren Dolichocephalen, also sogar mit Kaffern und Buschmännern. Gut, desto besser! So kommen Sie meiner Ansicht nur noch näher!“ lachte sich der Reisegefährte ins Fäustchen. —

„Wie so?“

„Weil Sie so weit wissenschaftlich Ihre Vertheidigung bei den Haaren herholen, will auch ich mich auf von *Baer* berufen, der die Holländer zu den Schiefzähnen (Prognathen), also gerade unter die Kaffern, Australneger, den Uebergangstypus zur Thierwelt, hineinwürfelt, im Gegensatze zu den Geradzähnern (Ortognathen), zu welchen die übrigen gewöhnlichen Sterblichen gezählt werden. Sie sehen, ich habe Recht, diese de Witt's sind exceptionelle Wesen! Wahre kaukasische Wow-Wow.“

Ich wollte schon diesem Witzbold auf seine Prognathen und Orthognaten erwidern, als eine lange Reihe brauner gefesselter Arrestanten — wahre Galeerengesichter mit klirrenden, an den Füssen befestigten Ketten und einem eisernen Ring um den Hals unsere Aufmerksamkeit fesselten.

„Arme Teufel“, sagte ich.

„Wie, Sie beklagen diese Leute; man sieht, dass Sie diesen braven Schlag noch nicht kennen! Das sind die Parias Niederländisch-Indiens, — Mörder und Diebe von Hause aus, die meisten darunter rachsüchtige, grausame Wichte, welche an kaltblütigem Morden höchstens von ihren Piraten-Collegen in China übertroffen werden. Der Staat gebraucht ihre Kräfte zu öffentlichen Arbeiten.“

„Diese Piratennester scheinen doch einmal nie vernichtet werden zu können.“

„Man vernichtet deren fort und fort, wie in China, aber sobald die Verfolgung aufhört, tauchen sie wieder ameisenartig aus ihren Schlupfwinkeln hervor; die Leute werden nun einmal ihre Natur nie verläugnen können. Lassen Sie für eine Woche alle Kriegsfahrzeuge verschwinden, und der ganze Inselkreis der Philippinen, Neuguinea, Java, Sumatra und Borneo wird von Piratenfahrzeugen, wie hervorgezaubert, wimmeln.“

„Dann müsste man ja in jedem malayischen Seemann einen Seeräuber erblicken?“

„Da hätten Sie nicht Unrecht! Sehen Sie aber diesen Molenvliet-Canalarbeiten zu; gestehen Sie selbst, wer könnte in solch brennend-stechender Sonne, in Sumpf und Schlamm bis zum Knie vertieft arbeiten? Der Malaye ist eine faule Natur, frei arbeitet er selbst um Geld nicht, in Fesseln aber gern und willig.“

„Was mich anbelangt, halte ich es für das grösste Unglück der Colonisten, dass der Arbeitszwang in ihren Colonien aufgehoben wurde.“

„Das nennt man Fortschritt.“

„In gewisser Beziehung wohl, in anderer hingegen ist es der Ruin des Pflanzers — und selbst des Javanen, indem er in sein faules Nichtsthun zurückfällt.“

Ich fand in Batavia alle Hotels so vollgepfercht, dass ich mit Mühe ein obscures Zimmer ohne Fenster mit zwei Thüren finden konnte, durch welche eine penetrante Cabinetsatmosphäre hereinströmte.

Ich kam zu günstiger Zeit nach Java, denn heute war ein wahrer Jubeltag für Batavia. Die „Mail" war da, auch zwei Transportschiffe aus Europa, sowie das so sehr ersehnte amerikanische Eisschiff, was bei den durstigen Kehlen eine nicht minder grosse Sensation erregt hatte.

Jahr ein Jahr aus verlassen Segelschiffe mit Eis den hohen Norden Amerikas für die Tropen, und so kommt denn von Zeit zu Zeit auch nach Java ein Schiff.

Und welcher Neuangekommene, der fort und fort unter einer furchtbaren Tropenhitze schmachtet, langt nicht gierig nach dem angehauchten, mit Eis gefüllten Glase? Die Eingeborenen haben einen richtigen Ausdruck hiefür; sie sagen *panas* (warm), panas panas (es brennt im Munde) und fliehen den Contakt des Eises. Der europäische Tropenbewohner zieht das gewöhnliche Wasser dem künstlich erkalteten nicht mit Unrecht vor; am vernünftigsten von Allen machen es aber die Chinesen, welche dem Trinkwasser etwas lauwarmen ungezuckerten Thee beifügen; da bleibt die Temperatur des Körpers zum nicht geringen Vortheil des Individuums gleich.

Ein eben angekommener Europäer aber, den der

Tantalusdurst quält, will von allen diesen hygienischen Vorsichten nichts wissen. Um so lächerlicher ist es aber dann, wenn ein Alt-Bataver — wie ich solches einst gesehen — sein verzärteltes Ich täglich dreimal in eine Badewanne taucht, worin jedesmal 50 Pfund Eis geschmolzen sind — als improvisirtes Polar-Bassin!

Es sind fürwahr prachtvolle durchsichtige Eisquader, die mit diesen Schiffen vom Hudson-River herunterkommen.

Wie man Eis zu schätzen hat, erfährt mnn, wenn man auf filtrirtes warmes Sumpfwasser angewiesen ist. In neuester Zeit hat man zwar Eisfabriken in Samarang und Batavia errichtet, deren Fabrikate jedoch bedeutend theuerer als die natürlichen Eis-Quadern sind. Um so arroganter und brutaler treten dagegen ihrer Gewohnheit gemäss die Bataver gegen die amerikanischen Eisunternehmer auf und erbittern sie auf alle erdenkliche Art, bis sie fast aufgehört nach Indien zu kommen. Dafür geniesst man nun das saubere Batavier-Samaranger Eis. Lässt man das mit zersetzten animalischen und vegetabilischen Substanzen imprägnirte und für den Organismus höchst schädliche, aus Sumpfwasser künstlich zubereitete Eis nemlich schmelzen, so hat es oft einen ammoniakalen, immer aber einen höchst widrigen Geruch und Geschmack, von dem freilich ein calöser Genèvre-Mund nichts weis oder wissen will.

Ein Continentaler, der zum ersten Mal das ferne Ausland besucht und Hafenstädte berührt, wo europäische Postdampfer anhalten, wie Aden, Point de Galle, Syngapore, Hong-Kong u. s. w., ist ganz verdutzt über die Aufregung, die in allen Kreisen die Ankunft eines Postdampfers (Mail) hervorruft. Die Mail ist da! die Mail ist da!

Freudig erregt springt man Nachts aus dem Bette, lässt Alles, was man in der Hand hat, fallen, sobald der Ruf ertönt: „Die Mail da!“ Ein indobatavischer Clerk riss sich sogar aus den Armen seiner sinnlich-gelüsteten Frau, um zum Steamer zu eilen und Caffee- und Zuckerbestellungen entgegenzunehmen, während sich seine Echtgenootin für die bittere Enttäuschung mit der Gluth ihres braunen Stalljungen entschädigte.

Man läuft zur Post, holt die Briefe ab, rennt wieder nach Hause, liest sie athemlos durch, frägt, läuft hin und her wie ein Toller, um so schnell als thunlich mit allen möglichen Correspondenzen und Bestellungen noch vor der Abfahrt des vielleicht schon nächsten Tag wieder abfahrenden Dampfers fertig zu werden. „Die Mail da! die Mail da!“ schrie man in allen Gängen und Räumen des Hotels — ein nie aufhören wollendes Hin- und Herjagen, und ich frug meinen Nachbar, ob Feuer oder Revolte ausgebrochen wäre! Eine Geschäftigkeit ohne Ende.

Sobald die drei Schüsse von Alt-Batavia fallen, jagt ein Malaye zu Pferd mit der frohen Kunde in alle Hotels, welche diesesmal durch die Ankunft des Eisschiffes bedeutend erhöht wurde. Der Preis des Eises fiel plötzlich von $^1/_4$ Gulden auf 6 Cent per Pfund. Und so zahlte unser Bataver auch für sein Bad Eis nur 3 Gulden für 50 Pfund, statt $6^1/_4$ Gulden!! —

Ich warf meinem Kutscher, im Hotel angekommen, einen Backschisch oder, wie die Malayen sagen, „Present", ein Trinkgeld zu, das, auf die Erde gefallen, er auf echte Wow-Wow-Weise mit der grossen Zehe des linken Fusses ganz geschickt zu packen wusste und im Munde verschwinden liess. Welcher Malaye wird sich auch bücken, um etwas aufzuheben, wozu sind denn die Zehen da? sagen sie. Das nennen sie überflüssige Herablassung.

Es gibt mehrere Hotels ersten Ranges in Batavia. Das geräumigste und originellste in seiner Bauart ist Hôtel des Indes, also kein Hôtel Europe, das wir stets gewohnt sind als Hotel erster Classe an der Spitze zu finden.

Weiland *Cressonier*, der Besitzer desselben, übertraf jedoch an Originalität selbst die Bauart seines Gebäudes. Mit der Abendsonne ging auch seine Nüchternheit unter,

und da erzählte er gerne zum tausend und einen Male, wie er im Heere der grrrande nation als Corporal gedient und es für das indische verliess, aus welchem er jedoch ebenfalls nach 25 Jahren Dienstzeit mit keinem höheren Range austrat.

„Verdamme — (er war zu bigott, um das Ganze auszusprechen) das ist ein Leger, unser ostindisches Leger!! Ventre Saint-Gris."

Ein guter Mensch von Haus aus, dieser Cressonier, dessen Güte jedoch seine holländische Frau, die ebenfalls verschiedene Campagnes unter zwar verschiedenen Bannern mitgemacht, so missbrauchte, dass er eines schönen Morgens, des Lebens müde (gerade als die holländische Regierung nahezu an 2 Millionen Franken für den würdigen Empfang des Königs von Siam für Batavia allein auszugeben sich beeilte, dabei aber an dem ohnehin miserabel schlechten Gehalte der armen Söldlinge knickte und ihn 15% herunterdrückte), bei der Ankunft seiner Majestät (im Sommer 1871), diesen gewiss seltenen Besuch für Java — wie jener Grieche durch die Verbrennung des Tempels, so er durch einen merkwürdigen Selbstmord seinen Namen für die Nachwelt unsterblich machen wollte; hätte man dies je von einem Excorporal des löblich niederländischen Legers erwartet?

Als daher beim Herannahen der siamesischen Fregatte die Fortsprojectile Alt- und Neu-Batavias Feuer

und Flammen spien, fand man ihn mit Opium- und Pain-Killer-Flaschen in seinem Bette — verschieden. Ruhe seiner Asche!

Das zweite Hotel ist Hôtel de la Marine, von einer Belgierin gehalten — auch eine Wittwe, deren Mann sich jedoch durch einen andern Pain-Killer, nicht minder fatal für den Körper, durch übermässigen Genuss von Absynth nemlich eine tödliche Leberentzündung geholt.

Mehrere interessante Wittwen könnte ich hier noch anführen, die in Europa höchstens Tabakverschleisserinnen geworden wären, in Indien aber sich zu Hotelbesitzerinnen emporschwangen.

Höchst empfehlenswerth ist Hotel Cavadino, während Hotel der Nederlanden zwar ein aristokratisches ersten Ranges sein soll, — dieses sich aber in schlechtem Fressen und fabelhaft hohen Preisen kund gibt, also keinem schäbigen Hunde anzuempfehlen ist.

VIII.

Skizzen über das indische Leben. — Die holländisch-ost-indische Metropole „Batavia“ und Thorheiten.

Mencius (Buch I. Cap. 7: King-Hway-of Leang): „Ohne Maass zu essen und zu trinken nenne ich sich verlieren wollen.“

Chossat: „Je schlechter genährt ein Thier ist, desto mehr wiegt verhältnissmässig sein Gehirn.“

Horaz: „Schon das Fettwerden ist ein Zeichen beginnender Verdummung.“

Zwischen Beide muss eben der andere Spruch Horaz eingeschaltet werden: „Medium tenuere beati“, wo freilich das Medium nicht in den Verdauungsorganen speciell im Magen zu suchen ist.

Faktisch habe ich noch nie, verhältnissmässig zur Einwohnerzahl — so viele unproportionirt dickbauchige Gestalten einherwackeln — watscheln und wanken gesehen, wie in diesem gesegneten Reislande.

Mag die Nahrung in Indien, mag die Luft, die geringe Bewegung, das phlegmatische Temperament, mögen die Spirituosa, jene gewisse geistige und körperliche Ruhe, combinirt mit einer grenzenlosen Apathie gegen alles Irdische und Ueberirdische, mag Disposition oder was immer die Ursache sein — die Götter allein wissen es. — Der Yankee, mein Tischnachbar, der von ferne wie eine Telegraphenstange aussah, konnte sich über diese gemästete Menschenfamilie gar nicht beruhigen und murmelte für sich in sein Brandyglas beständig hinein:

„Oh God bless me! oh Lord! oh dear me! oh gracious!"

„Haben Sie" — frug mich der Anglo-Sachse — „von der neuen deutschen Gesellschaft* in New-York gehört, welche sich den Verein der «Fetten» nennen?"

„Nein!"

„Sie besteht aus 72 Mitgliedern. Wer Mitglied sein will, muss wenigstens 200 Pfund wiegen und keine 2000 Pfund überschreiten. Welcher Verein könnte da nicht auf Java unter den Rajas, Regenten, Pflanzern und Indobatavern zu Stande kommen?"

„Oh God! oh dear me! oh bless me! oh gracious."

„Was ist all' das", brüllte ein französischer Weinhändler dazwischen, „die neue Pariser Gesellschaft —

---

* Anno 1870 ins Leben getreten.

la société hippophagique — die sorgt für den menschlichen Magen besser: da haben Sie z. B. ein consommé de cheval, dort culotte de cheval bouillie, garnie de choux — cheval en bœuf à la mode, hachis de cheval à la ménagère, — als Braten: filets de cheval bigarrés (sauce Xérès à part) — Pâtes de foie de cheval aux truffes, Viperae caro cocta à la Dioscorides."

„Das sind culinarische Excentricitäten!"

„Gut, dass *Decroix*, jener Beförderer, jener warme Verehrer des Pferdefleisches nicht hier ist, er würde Ihnen haarklein beweisen, dass selbst die Sehnen der Pferdemuskeln, ordentlich zubereitet — nahrhafter sind als das Liebig'sche Fleischextract. Welche gemästeten Vereine könnten daher nicht Pferdefleischesser bilden?"

Links und rechts an unserer Tafel klirrten unterdessen fleissig die Gläser der Wohlhabenden. Die weniger Bemittelten hatten die Vorsicht gehabt, sich mit tüchtigen Gläsern Bittern, Peit und Sopi, lauter Genèvre-Mischungen, zu stärken, welche gratis nach holländischem Gebrauche vor jedem Mahle als Magenstimulant verabreicht werden. Eine recht artige und billige Methode, den in Indien so theuern Wein zu ersetzen!!

Die Schwindelei mit der Weinbereitung ist ja gar so billig, dass die rubinfärbige Flüssigkeit nicht nur zum

täglichen Gebrauche zu kostspielig, sondern überhaupt der grossartigen Verfälschung wegen ganz und gar ungeniessbar wird. Und doch reisst man sich um den leckeren Wyn!

Welch' herrliches Land würde Java nicht für den Weinbau abgeben, wenn man auch hierin etwas weniger egoistisch und mehr praktisch zu Werke gehen möchte.

Ueberall, sowohl in Süd-, Mittel- und Nord-Amerika (in Mexico, Ohio, Californien), auf Maui in den Sandwichsinseln, in Egypten, wo bekanntlich zuerst der Wein gepresst, später aber von Priestern vertilgt wurde — fängt man neuerer Zeit an, sich eifrig mit der Weincultur zu beschäftigen. Hauptsächlich im Pharaonenlande!

Auf dem Sarcophag *Ptah-hotop* in Saggarah, dem Sarcophag einer hohen politischen Persönlichkeit, die in Memphis zur Zeit der fünften Dynastie, 4000 Jahre vor Christus lebte, sieht man die Traube in Relief-Arbeiten.

Von Egypten ging die Weincultur auf Italien, Griechenland und Asien, ihre ursprüngliche Heimath über.

Unter den Ptolemäern nahm die egyptische Weincultur grossartigen Aufschwung, später unter den Römern, die ihren bekannten mareotischen Wein fabricirten, bis sie unter dem Califen abstarb.

Gegenwärtig lässt der Khedive auf einigen seiner Güter in Egypten in der Provinz Fayoum (Bir-Abaon-Ballah das alte Gessen von Genes. vers. 34, XLVI),

welche sammt den Morioth-Hügeln einen ergiebigen Boden liefern, wieder fleissig die Rebe pflanzen. —

Ueberall sieht man die Rebe floriren! Und nun erst in einem Lande wie Java, welches an den Abhängen der Vulkane alle möglichen Klimate der Welt vertreten hat — wie würde sich da nicht die Weincultur vielleicht besser als Cinchona rentiren?

Die Regierung scheint aber anders zu denken, durch die Importation von Weinen aus aller Herren Ländern scheint sie grössere Gewinnste zu erzielen, sonst hätte sie ja schon längst die Weincultur in den Colonien befördert, die nicht nur genug Producte für die Tropenbewohner daselbst, sondern zweifelsohne auch für eine Exportirung erzeugen könnten.

Sie ahmt jedoch die kluge finanzielle Massregel der spanischen Regierung in den amerikanischen Colonien nach; diese Tropenländer sind eben alle zu fruchtbar und würden in Bälde eine grosse Weinquantität zu Markte bringen, die wohl im Lande Abnehmer finden würde, aber durch die unvollkommene Bereitungsweise auf keinen grossen Export rechnen dürfte, daher die Regierung in ihren Einkommen-Steuern zu kurz kommen würde.

Freilich helfen und bereichern sich Einige auf Java mit der Zubereitung einer factisch curiosen Weinsorte, die sie im Lande selbst bereiten und die mit den importirten Weinen in so ferne eine täuschende Aehnlich-

keit besitzt, als in beiden Sorten nicht die geringste Spur eines Rebensaftes nachzuweisen und beide der Gesundheit schädlich sind.

Ich kam einmal mit einem solchen Weinfabrikanten zusammen, der an alle chinesische Tokos Wein verkaufte, per Flasche einen Frank — also billiger wie in der Heimath selbst — sammt Etiquette, Siegellack, Zinn, dessen Analyse 13% Alkohol, 25% Farbestoff und 62% Wasser-, Sauer- und andern schmutzigen Stoff, Summa 100% Schwindelstoff ergab!

Manche in Niederländisch-Indien sind wahre Schwarzkünstler, gleich den Priestern im grauen Älterthume oder dem färbigen Aesculapsohne hie und da unter den Eingeborenen.

Mit von javanischen Pflanzern gekauftem Arak (an schönen Flaschen, an prangender Etiquette fehlt es hier gar nicht, wenn man es nur bezahlen kann) bereiten sie ihre Weinmischungen, geben ihnen Bouquet gleich den importirten schlechten Weinen, oder sie bereiten sogar Champagner, Cognac, Sauterne, Burgunder u. s. w. Alles natürlich gegen cash Bestellung; Beförderung selbst nach den entferntesten Insel-Gruppen.

Am ungenirtesten geht es da vor sich, wenn man das Vertrauen des Chefs van den geneeskundigen Dienst geniesst, der dann bei den Jahresrevisionen der Sanitäts-Locale nicht nur Ein, ja auch zwei Augen, Augen

und Ohren zudrückt, zumal wenn man Mitglied der Rooma Sedan ist.

Ich war diesmal an der batavischen Table d'hôte, und auch hier zwischen zwei Originalen. Da ich mich selbst nicht ausschliesse, alle gute Dinge sind drei, so bildeten wir die drei Kreuze am Calvarienberge, ein Boston-Mann und ein Rotterdamer, — der Ladrone diesmal in der Mitte.

Der Yankee ass nicht, schimpfte, fluchte und trank hingegen fortwährend bald Brandy, Sherry, Claret, bald Half and Half und zuletzt noch Champagner mit Genèvre gemischt. Der Holländer zur Linken trank gar nicht, weil er früher schon getrunken hatte, liess aber einen Riesenteller Nassi (gedünsteten Reis) nach dem andern mit Eierspeisen, Ayam-Geflügel, Haché-Pasteten, Curry — auf alle mögliche Weise zubereitet, vermischt mit sauern Gurken, Ketymion, Ognons, Assam und in Essig erweichten Bambu-Stengeln — so schnell wie möglich den Oesophagus hinuntergleiten, um ja noch zur rechten Zeit an den andern noch aufzutischenden Gerichten Theil nehmen zu können. Alle diese Gerichte nahmen denselben wunderbaren Weg, so dass die Speiseröhre bereits jene passive Erweiterung erlitten haben musste, wie wir sie oft bei gewissen Oesophagus-Paralysen zu sehen ge-

wohnt sind, wo Wasser und Speisemassen nach der Aussage eines gewissen französischen Fachmannes wie in einen Brunnen hinunterstürzen.

„Das nenn' ich blitzen", hörte ich auf gut Deutsch, als ich eben zu Bett gehen wollte, meinen Zimmernachbar dem Rotterdamer zurufen.

„Blitz? Blitzen?" rief die rauhe Stimme — „jetzt in dieser Jahreszeit? Bah, ich weiss, was du willst, du meinst den Blitz als Extract der Electricität."

„Als Extract vielleicht", bemerkte ein Franzose, holländischer Söldling und ambulanter Hotel-Schneider — „aber nicht in Pillenform, wie dieser Spassvogel von Jules Verne seinem Dr. Pitferge in den Mund setzen will, der in Kiew, nahe an London, 1867 durch den Blitz getroffen von einer rechtseitigen Paralyse geheilt sein will."

„Oder wie Jener in Konnecticut" — liess sich jetzt die Yankeestimme wieder hören — „der auf demselben Wege, vielleicht auch durch denselben Blitz sein Asthma los bekam!"

„Na!" rief der Deutsche, „wenn das nicht gut für die Wanzen ist!"

„Blitz, Blitzen, Extract, Asthma, Wanzen!" brummte

die einschlafende, schon schnarchende Stimme, welcher der Genèvre-Alkohol die Fortsetzung untersagte.

Trotz all' dem Poltern schlief ich die Nacht hindurch fest. Die brennende Sonne tags darauf jagte mich, früh morgens schon, aus dem Bette heraus. Nach einem kleinen Gabelfrühstück ging ich hinaus, um mir all das wunderbare Neue in Batavia anzusehen.

Vis-à-vis der Harmonie (des handelsmännischen Vereinigungsortes im wahren Centrum Neu-Batavias) lockte ein französischer Friseur durch seine Originalität die Vorübergehenden herbei. Wo konnte man besser Neuigkeiten erfahren??

Ich bemerkte, dass meine Haare seit der Besteigung des Haliakala-Vulkans auf den Sandwichsinseln gleich den silberhängenden Zöpfen der Hini-Hini, jener bekannten haarähnlichen bis einige Fuss langen Haliakala-Grasart, herangewachsen waren, wesshalb auch ich dessen Hülfe in Anspruch nehmen wollte. Ein Mordmensch.

Wie jener Andalusier wusste er ebenfalls Alles und hatte sogar noch die durch Hunger und Ausschweifungen abgemergelten Nachbarn, die Gehülfen von Rath-Schwindel zu füttern, die sich hier zeitweilig im Pflasterschmieren versuchten und ihm das Zubereiten so mancher Salbe ablauschten.

Zu früh ist dieser gute Franzose seiner Wissenschaft entrissen worden! Gleich den meisten Europäern wurde er mit der Zeit irrsinnig; ein in den oberseeisch-niederländischen Besitzungen übrigens ganz gewöhnlicher Fall.

Als ich Jahre später wieder diese Inseln besuchte, hatte er seinen Verstand verloren.

Der Narren gibt es — ich wiederhole es noch einmal Spass à part — in diesen Colonien so viele, dass der Friseur, wegen seiner zu weit gehenden Extreme zwar in das Hospital zu Weltevreden gebracht, von der ärztlichen Commission aber gar nicht als solcher erkannt und als vollkommen gesund entlassen wurde! Er ging, und zwei Stunden später, wenn man ihn nicht schnell wieder einfing, war er im Begriff, die Modistin Laroux auf Nordwyk mit seinem Rasirmesser zu tödten, indem er sie als treulose Concurrentin in seinem Geschäft bei der Gurgel anpackte.

Ich will im nächsten Capitel und später im zweiten Theil dieses Werkes wieder darauf zurückkommen, wie ich in einem der grössten Garnisonsspitäler Javas zwei Drittel der Patienten in der Narrenabtheilung vorgefunden. Anno 1867 war aber Figaro noch kreuzfidel und behandelte jeden Arzt ohne Unterschied collegialiter.

„Wir leben hier in einer merkwürdigen Welt, sage ich Ihnen, wahre Antipoden, eine reine Narren-Colonie,

parbleu, wenn Sie hier bleiben, werden Sie lachen, des fous, des fous, mon cher ... Pardon ... Sind Sie Kaufmann?"

„Nein." — „Ah, ah, Weinhändler?" — „Auch nicht."

„Kein Kaufmann, kein Weinhändler, — Industrieller?"

„Auch nicht."

„Gar Missionair?"

„Gott bewahre."

„Sie haben kein Aussehen eines Marineurs, — was sollten Sie denn also wohl sein?"

„Nun, errathen Sie nicht! Etwas worin sich oft auch Figaros mischen und in das Geschäft hineinpfuschen."

„Ah, ah, Dichter, Sänger? — Politiker — Amour-Vermittler?"

„Noch immer nicht."

„Zahnausreisser, Pflasterschmierer, Blutegelanleger?"

„Halt! Halt! Sie sind schon nahe."

„Wie, Sie wären so etwas wie ein College?"

„Wie Sie sagten."

„Haben Sie gar eine neue Hühneraugen-Salbe oder gegen das Ausfallen der Haare ein Mittel gefunden?"

„Steigen Sie nur noch etwas höher hinauf."

„Vielleicht Zahnarzt oder gar Doctor?"

„Da sind wir."

„Also particuleerer Genceshcer!“ platzte der erstaunte Figaro heraus, praktischer Arzt!“

Ein leichter Schrei von meiner Seite, da er mir die Scheerenspitze in meine Kopfhaut stiess, als wollte er mir hypodermatische Injectionen machen, unterbrach seine Heiterkeit.

„Oh pardon! Nichts, nicht wahr?“

„Wie so nichts! Ich dachte, Sie wären auf dem besten Wege, meine Hirnmasse zu sondiren.“

„Ein Holländer wenigstens hätte sich nichts daraus gemacht.“

„Mag sein, weil jene langköpfig wie die Kaffern und Neger, auch eine ebenso dicke elfenbeinartige Hirnschale besitzen; ich aber nicht.“

„Man bekömmt sie allmälig hier, mon cher“, fügte er familiär hinzu; „Hitze und geschorene Köpfe bringen das mit sich, was die Kaffern, Neger und Hottentotten haben, plan-plan und wie Sie wissen, muthet Herodot die Dicke egyptischer Schädel rein nur dem Einflusse jener zwei Faktoren zu.“

„Sie sind verteufelt gut in der Geschichte bewandert, he!“

„Ich bin ein kleiner Kosmos — ein Faktotum, wenngleich ohne Interesse der Worte Lavater's eingedenk: toute perfection morale et religieuse consiste dans les désintéressements. Verteufelt, ich habe meine Car-

rière verfehlt", setzte er hinzu, und dieser Seufzer kostete mir neuerdings einen Hautritzer, der mich auf die Füsse schnellte, jedoch der brave Figaro drückte mich von hinten-her ganz pantomimisch mit zarter Gewalt auf meinen Platz wieder nieder.

„Doctor, sind Sie Homöopath?"

„Einst gewesen in Missouri, aus damaligem Mangel an Apotheken, jetzt nicht."

„Schade, Sie hätten sich hier ein verteufeltes Geld gemacht!"

„Wie so?"

„Weil man hier auf die Verschraubtheit des gesunden Menschenverstandes Jagd zu machen mehr Gelegenheit hat als anderwärts. Der englische Zahnarzt daneben und ich, wir kennen das similia similibus; unlängst angekommen, hat er gerade ein Säckchen merkwürdiger Zähne von esotischen Thieren mitgebracht, früher hungerte er mit den Gebissen holländischer Menschenleichen herum, jetzt lebt er auf grossem Fusse, accurat wie es mit meinen Chignons, Parfums, Odeurs, Tinkturen geht, die ich fabricire, wozu mir Thier- und Pflanzenwelt Javas genügendes Material geben. Es ist zum Todtlachen, was heut zu Tage auch alle Damen von einem Friseur verlangen!"

„Nun, was anderes als Toilette-Sachen!"

„Habe ich nicht von similia similibus gesprochen."

„Ja wohl! In welchem Zusammenhange —“

„Aber haben Sie es nicht schon längst errathen, dass hinter den modernen Haarbomben alle möglichen verdächtigen thierischen Bestandtheile zusammengeknäult sind? Fix und fertig zu einer Explosion.“

„Bah!“

„Ich sage Ihnen, ich habe oft meinen Hauptspass und arbeite bis spät in die Nacht um so lieber, als meine Nachbarin, trotz Frl. Schwartenbach's Protestiren —“

„Ah, jene emancipirte Amerikanerin, deren Stimme sich täglich mächtiger gegen Toilette-Narrheiten erhebt!“

„Als meine Nachbarin, sage ich, mit der neu importirten Mode — die griechische Biegung bei einigen, trotz dem Nassi-Reisschmaus nicht zu Fett kommen wollenden Damen — jetzt eine furchtbare Arbeit hat.“

„Sie meinen doch unter griechischer Biegung jene vogelstraussähnliche Anhäufung am Steissbein?“

„Ha! Ha! Sehen diese lieben Koketten nicht überstrauchelten Kängurus ähnlich, um so mehr als die meisten Holländerinnen wadenlos sind? Habe ich also mit meinem similia similibus nicht Recht?“

„Schamlose Moden, wo die Weiber auf öffentlicher Strasse unwillkührlich Hula-Hula* nachahmen.“

---

* Die Polyneserinnen schwenken bei diesem Tanze nach allen Richtungen in zierlichen runden Bewegungen ihren Unaussprechlichen.

„In welche moralisch-physische Zwangsjacke Luxus und Modesucht eigentlich den gesunden Menschenverstand hineinzwängt.“

„Den gesunden Menschenverstand?“

„Das ist eigentlich gar nichts, aber das häusliche Glück, der Hausfriede. — Ich bin ein ganz gewöhnlicher Friseur — aber ich kenne ebenso gut die Welt im Allgemeinen, als die Damenwelt im Speciellen, welche Rath, Hülfe und Jugendfrische persönlich bei mir abholen und mir auch mehr glauben, als meinem pflasterschmierenden Nachbar oder ihren particuleeren Geneesheern oder Staadsheern, der sie im Geiste seccirt; ich aber mit meiner Modistin-Nachbarin zerviertheilen und secciren de facto! Wir leben freilich von all' dem Schwindel, Chignons, griechische Biegung; denn die Leute wollen gefoppt sein ... tant mieux pour nous! Junge Männer halten sich eher an inländische Dirnen. Männer fürchten eheliche Verbindungen, meist weil heutzutage die Damenwelt gar zu auslagelustig geworden ist; begreifen aber nicht, dass sie grösstentheils wohl selbst daran schuld sind, indem sie aufgeputztem Prostitutionswesen den Vorzug geben, also Erstere gleichsam zwingen auf demselben Fusse zu leben! Man lebt allgemein im Wahne, bei solchen Verhältnissen glücklicher zu leben ... weniger auszugeben ... weniger hintergangen zu werden, kommt jedoch gewöhnlich vom Regen in die Traufe! Hauptsächlich

scheint dies hier in den Tropen der Fall zu sein; denn die hierher Kommenden erschrecken zuerst vor der weiblichen malayischen Fratze ... allmälig verschwindet jedoch diese Hässlichkeit vor ihren Augen ... sie fangen an, gewisse Anmuth und Reize herauszufinden und — man fällt in eine noch grössere moralische Cloake!

„Sie halten ja eine förmliche Moralpredigt!“

„Desshalb, aber nicht minder wahr und klar.“

„Sie sagten vorher, Sie nähmen Ihr nöthiges Material aus der Thier- und Pflanzenwelt Javas, Sie gehören also auch zu dem gewissen Schlag der Naturforscher?“

„Habe aber nicht das Glück, zu Jenen zu gehören, die nach Java kommen, ein gutes Leben führen, mittelst ihrer Geleitbriefe alles Mögliche bekommen, was sie nur haben wollen, selbst Mädchen, um ihren zoologischen Nachwuchs auf Java zurückzulassen. Sie lassen sich Pflanzen und Kräuter von den höchsten Vulkanspitzen durch Inländer herunterbringen, die sie dann wohlgetrocknet nach Europa senden und dafür, dass sie im Hotel auf der faulen Haut gelegen, noch Anerkennung und Belohnung finden.“

„Und Sie finden nicht auch Anerkennung?“

„Ich muss mir aber die Füsse krumm laufen, um meine Pflanzen, meine Boutik zu sammeln, und wäre bald durch einen dieser Naturforscher sogar ums Leben gekommen.“

„Wie so?“

„Nun, Sie kennen das Gesundheitsetablissement in *Sindanglaya,* eine Tagereise von Batavia.

„Ja wohl, nicht fern von dem Wege der nahezu 4000 Fuss hohen, über das Joch der Berge führenden Landstrasse, welche parallel mit der Länge Javas läuft!“

„Da wohnt also der bekannte Dr. Bloom als Director dieser Militär- und Civilanstalt mit 600 fl. monatlichem Gehalt. Dorthin flüchten sich die Schwer-Erkrankten! Ein schönes Leben! Ich möchte gerne meine Frisirstube für eine Stube und ein sorgenloses Leben da oben geben.“

„Ich kann mir denken, wie schön und rein die Luft bei solcher Höhe in diesem Tropenlande sein muss.“

„Einige meiner Kunden jedoch, um Ihnen das zu erzählen, die wegen Reconvalescenz da hinauf mussten, beklagen sich, dass sie blos dreimal im Monate Fleisch zu sehen bekommen, und kommen abgezehrter herunter, als sie krank hinaufgegangen sind.“

„Sie sprachen von Kunden? Sie meinen doch immer ihre Barbierkunden?“

„Bah! Meine Kunden! Glauben Sie mir, der Doctor ist immer die letzte Person, die man frägt. Man glaubt ihm am allerwenigsten; Wundermacher, alte Weiber und . . . sehen Sie, alle diese Holländer hier — wie übrigens auch sonst in der ganzen Welt — fehlt ihnen etwas, kommen stets früher zu ihrem Figaro, sich be-

rathschlagen! Und . . . ha, ha, ha, die particuleeren Geneesheern und die Officiere van Gezondheit nennen sich selbst unter sich aus lauter Collegialliebe hier auf Java Barbitonsoren und Koppensneller. — Aber um auf das zurückzukommen, was ich eigentlich wollte; ich befand mich eines schönen Morgens nahe diesem Gesundheitsetablissement, dessen Director mit seinen langen struppigen Haaren und Bart den Affen Concurrenz macht, im schroffen Gegensatze zu der Natur selbst, die in der nächsten Umgebung dieses Ortes einen wahrhaft reizenden milden europäischen Charakter angenommen zu haben scheint, mit einem diabolischen Hunger. Was sollte ich thun. J'avais un appétit pour quatre und flüchtete mich daher in die Küche dieser Einsiedelei. Denken Sie sich meinen Schrecken und Erstaunen, als ich eine enorme Raupe aus der mir vorgeschobenen siedenden Suppe hervorzog und aus dem Gemüse eine nicht minder kleine. Die kranken Gäste wie einige Schweizer schienen an so etwas zwar gewöhnt zu sein, denn keiner verzog eine Miene. Ich aber lief zum Chef der Anstalt, der mich — hört und staunt — noch auf Schadenersatz belangen wollte: «Wie schade, welch' schönes Thierchen», rief der gute Mann entrüstet aus, «welch' prächtiger Schmetterling hätte aus dieser Raupe werden können. Welche Barbarei, sie zu opfern.» Aber Director, verstehen Sie nicht, dass ich sie in der sauern Suppe vor-

gefunden. «C'est égal, c'est égal, Schade um den bunten Schmetterling; diese Laien, oh diese Laien!!»

Ich schaute, dass ich den Berg so schnell wie möglich hinunterflog, wo ich unterwegs auf inländische, zweiräderige Wagen mit einem förmlichen Cargo stiess und von dem Karbauführer (Büffeltreiber) benachrichtigt wurde, dass darin nichts als Buffalohäute und Hörner wären, die ein ungarischer «Botaniker» nach Wien und Pest zur Ausstellung sende.

Macht man sich auch zwar von der Naturschönheit der Tropenländer einen meist richtigen Begriff, so kann man sie, wenn man nicht gerade auf Reisen ist, bei der grimmigen Hitze am Aequator, fast nur von der Veranda aus geniessen; vom Spazierengehen ist nicht viel die Rede, denn es sind nur wenige Stunden des Tages hiezu am Küstensaume Javas geeignet.

Will man seine Beine überhaupt etwas in Bewegung setzen, um die Wadenmuskeln nicht atrophisch werden zu lassen, (man denke sich einen hagern Indo-Bataver im Tiroler-Costüm, welche prachtvolle Waden) will man von den senkrechten Sonnenstrahlen, die gerade zwischen $^1/_2$7 und $^1/_2$9 Uhr Morgens in Niederländisch-Indien, wenn nicht am wärmsten, so doch am empfindlichsten sind, nicht förmlich gebraten werden, so muss

man seine einstündige Promenade kurz nach 5 Uhr Morgens vollziehen. Um diese Zeit herum ist Alles öde auf der Strasse, die Häuser, zwischen stattlichen Gebüschen und Palmengruppen verborgen, sind kaum sichtbar. Der Wanderer glaubt sich in einer verlassenen oder ausgestorbenen verhexten Stadt Ariostos zu befinden. Sobald aber die Sterne erblassen, treten wie auf Kotzebue's Commando mit einem Male weisse Gestalten aus den Häusern hervor. Wahre Phantome im beneidenswerthen Négligé — in *Sarong* und *Kabaya.*

Wer fühlt sich nicht wohl und behaglich darin bei der Morgenfrische, ruft man! Die blassen Schönen, um das Erdfahle ihres Teints zu verdecken, haben solche Quantitäten Reismehl auf ihren oblongen, wohl markirten aber nichtsdestoweniger ausdruckslosen Gesichtern, dass man nicht weiss, wo die blendendweisse Kabaya, welche ihre nackten Leiber hemdartig umhüllt, aufhört und wo der Hals anfängt.

Welche schlummernden Gelüste erwecken nicht in der keuschesten Josephsseele diese mit Nassi und Fricandel wohlgenährten, von Fleischtheilen strotzenden Sitzknorren, deren wellenförmige Bewegungen beim Gehen durch dieses dünne, fast transparente hosenartige Zeug (Sarong genannt) in so plastischer Weise hervortreten, dass sie manchen Misanthropen und Weiberfeind,

der die Waden noch nicht gesehen, zu Hymens Altar zwingen. Wehe seiner Seele!

Es ist keine Kleinigkeit für nordische Herzen, die daheim das schöne Geschlecht bis zur Spina mentalis mit eisernen oder goldenen Spangen oder knöchernen Knöpfen zugeknöpft zu sehen gewöhnt sind — plötzlich die weiblichen Formen fast nackter Gestalten auf Java in einstudirtem, den malayischen Dirnen nachgeahmtem Menedo einherwandeln zu sehen.

Wie schlägt sein Herz, und wie wallt sein nordisches Blut! Platonische Gefühle durchkreuzen vielleicht sein Hirn, aber die Natur macht ihn hier prosaisch. Die so im stillen Angebete wirft jedoch ihren Blick nicht auf den rosenwangigen neugebackenen Commis, sondern auf den Sarong, der um die Hüften ihrer Nachbarin in studirt graziöser Form geworfen ist.

Man hat gar keine Idee, wie die Holländerinnen in dieser Beziehung selbst die inländischen Frauen übertreffen. Lässt man einer Malayin nemlich die Wahl zum Stehlen, so wird sie Geld, Juwelen, Seiden- und Atlaskleider unberührt lassen, um sich eines danebenliegenden Sarong zu bemächtigen, denn eben in dieser Art Anzug zeigen die Malayen ihren Luxus. Schöne Sarong und Kabaya sind für sie Alles, und sie concentriren darin ihren Luxus, wie die Kanakarin in den Holio lio, der Mexicaner in dem Serape u. s. w. Die Sarong von Boghor, von

Samarang und hauptsächlich von Solo (der Residenz des Sultans in den Fürstenstaaten des wahren Centrums Javas) übertreffen an Werth und Pracht alle importirten baumwollenen Zeuge, da sie keine Fabrik-, sondern Handarbeiten sind, mit meist ausgezeichnet schönen feinen Dessins, Bildern von Thieren und Menschen. Sarong und weisse Kabaya ist also der Morgenanzug der Colonisten — die ausschliessliche Kleidung der Inländer.

„Ah, sie hat einen Sarong von Boghor!"

„Du bist kurzsichtig, es ist ein Solo-Sarong."

„Wie, von Solo, wie ist sie denn zu einem Solo-Sarong gekommen?" (Von 60—200 Frcs. per Stück).

„Ich täusche mich nicht, sieh mal die feinen Falten, die nachgeahmten Thiere!"

Und die Sprecherin hatte Recht. Man hat gar keinen Begriff, wie selten sich diese braven Amazonen in dieser Beziehung täuschen.

Und so zanken sie sich über den Werth der Stoffe ihrer Nachbarinnen, über fremde Abentheuer den ganzen lieben Tag (während ihre Ehemänner im Schweisse gebadet, im pestilenzialischen Cotta-Bureau ihre Finger krumm und blau schreiben); sie weben und spinnen nicht; Arbeit halten sie für Schande, das practisch angewendete Aeugeln, das Kartenspielen, und die ganze Cohorte von Gomorrhas Lastern aber für eine den klimatischen Verhältnissen angemessene Unterhaltung.

Diese braven Echtgenootinnen thun Alles, nur — Nichts zur Gründung eines häuslichen Glückes.

Welcher Herkunft sind meist auch hier auf Java diese Myvrouwen, Meisje und Maids? wird mancher sich unwillkührlich fragen.

Direct von Europa per Segelschiff angekommene Abentheurerinnen, die noch immer, wie man es in Californien einst gethan, im Archipel zeitweilig anlangen. Selbst die Yankeeweiber an Kriegs- und Abentheuerlust übertreffend, hinterlegen sie die bis 16,000 Meilen lange Strecke unter allen möglichen wirklichen und vermeintlichen Strapazen und Lebensgefahren, um nur im Lande überzähliger Männer einen rechten Fang machen zu können. Jetzt, wo directe Dampferverbindung mit dem hohen Norden Europas stattfindet, dürfte die Zahl dieser Fortüin-Damen noch wachsen.

Diese Sucht nach Fortüin hat sich in neuester Zeit auch auf ihre Nachbarinnen, die blonden Teutonerinnen erstreckt, denen besonders die „knappen“ Venusjäger nachsteigen und huldigen.

Cargomässig kommen diese Unglücklichen an und finden schneller als sie sich's versehen (nemlich wenn von der verwelkten Schönheit überhaupt noch etwas für die Holländer übrig geblieben ist) eine Gouvernanten-Stelle, wo die meisten davon Herren und Kinder mit gleicher Liebe bedienen.

Heirathen sie, dann kennen sie sich selbst nicht mehr und haben bald alle ihre Bekanntschaften, Freundinnen u. s. w. total vergessen, auf die sie nun hochnasig und verächtlich vom Wagen herunterblicken.

Wie weit aber dieses häusliche Glück selbst in Batavia (der Königin des Ostens) her ist, mag schon der Umstand beweisen, dass, als ich einige Jahre später mit meiner Familie in Batavia ankam, bei der Aufnahme inländischer Diener jedesmal der zu engagirende Malaye (meist mit dem unrichtigen Namen: Spada genannt) auf die scrupulöseste Weise seine Stammesgenossen im Hause frug: was für Leute wir denn eigentlich wären, und von unserer Eintracht unterrichtet, ganz blöde und erstaunt ausrief:

„Wie, sie zanken sich nicht, sie schlagen und prügeln sich nicht? Unerhört, *saja tida mau rassa*, leben sie nicht wie bissige Hunde und Katzen zusammen?“

Aber wohin, um Gotteswillen, führten mich denn diese Sarong und Kabayas?

Sprach ich nicht von weissen, fast nackten Gestalten, welche in ihren chinesischen Slippers (kleine Pantoffel) in hypokritischer Demuth in ihrem gewöhnlichen kriechenden Gang die Morgendämmerung begrüsste?

Lassen wir die Sonne in Thetis Armen versinken und sehen wir einmal des Abends diese braven Leute an, man kennt sie nicht mehr, und sie sich noch weniger. Die paar dünnen blonden Haarsträhnchen sind durch enorme Chignons, auf welchen Blumen, Kränze, kokette Pariser Hütchen balanciren, geziert, das erdfahle typhusgelbe Gesicht mit Pastellen geschminkt, schwere Seiden- und Atlas-, selbst bei der grössten Hitze dicke Sammtkleider — wegen falscher Pudeur oft nicht decolletirt, sondern bis zum Nacken zugeknöpft, — hängen aus der Equipage herunter, auf welcher rück- und vorwärts in goldgestickte Uniformen gesteckte Malayen mit himmelhohen gewichsten altmodischen Hüten als reine Affen-Carricaturen sitzen. So traben sie mit groote paarden einher!

Hat man in Batavia groote paarden — nemlich plumpe, mit kameelartigen Tretern versehene, für ein Heidengeld erkaufte Sidney-Pferde, die auch in gar keiner Proportion zu den lieben, flinken, ausdauernden Makasserthierchen stehen (natürlich solchen Leuten zu billig), so ist man schon auf den overzeeischen nederlandischen Bezittingen heillos geachtet.

Jeder will Etwas extra gebacken haben in der Welt — und erst auf Java!

„God verdamme, er hat groote paarden, ein knapper Mensch dieser, he!!“ sagte mir einst ein pyramidaler Thurmkopf, ein echter Pyrgo-cephale.

Ich hörte sogar einst eine Holländerin ihrer Nachbarin in gesegneten Umständen zurufen:

„Nu, geht's bald los?"

„Ach ja, bald!"

„Nu, Sie werden doch wohl die Hebamme Myvrouw Ypsilanti nehmen?"

„Hoe, hebt u dat gezagt (wer hat Euch das gesagt), sie soll ja höchst unwissend sein!"

„Ne waraachtig nicht, sie wandelt mit groote paarden (grossen Pferden) auf den Strassen." —

„Ja", sagte mir in's Hotel zurückgekehrt weiland Cressonnie: — „groote paarden . . . . . du mein Gott, das ist was hier zu Lande! Mag Einer das auffallend kleine, abstechende, dickwandige, knorpelige Ohr des Negers, mag er das grosse breite dünne Ohr des Tartaren und Kalmücken, das gewissermassen mit dem gewaltigen Chimpanseohre Aehnlichkeit besitzt, haben, — wenn er nur groote paarden hat, dann ist er auch ein grosser Mann, hier in Batavia nemlich, o sancta simplicitas!"

Das einzige Gute, wass sie noch hatten, nemlich nach Sonnenuntergang ohne Hut auszugehen (wozu denn auch die Hüte? wenn Appollo's Gluth das Ausgehen bei Tage nicht gestattet) — haben hier die Leute nun mit der Mode getauscht, grosse Cylinderhüte nach Art ihrer Lakaien zu tragen; ich hielt mich jedoch an die alte ökonomische Mode und warf gleich am ersten Tag meinen

schwarzen funkelnagelneuen Sun-stroke-hat weg, den mein Javaner wieder aufgabelte. Der Mann war praktischer, als ich dachte: er schnitt die hintere Krämpe und das Dach des Hutes mit der Scheere ruhig ab, und stiess sich den zu einem förmlichen Augenschirm modellirten Rest (der der javanischen Bedeckung täuschend ähnlich sieht) auf den Kopf. —

Ueberhaupt kann es gar nicht fehlen, dass man sich mit der Zeit auf Java wie unter den Eskimos anziehen dürfte. Was sagt die Schottländerin dazu, wenn ihre Antipodin bei 29° Reaumur (sage Reaumur, nicht Fahrenheit) mit schweren Sammt- und Atlas-Kleidern bis zum Hals geschlossen einherstolzirt, und die Männer mit schwerem Ueberrock und Handschuhen — Alles nur um der Mode zu fröhnen!! — Man wird sich sagen: Na, die Leute schwitzen sich zu Tode! Antwort: Gott bewahre. Woher das Blut, das feurige?

Oder soll man denn wirklich diesen Indo-Batavern, diesen de Witt's und de Reuter's Abkömmlingen eine derartige Ausgemergeltheit und Blut-Anemie zutrauen, dass sie sich in einem Backofen wie Java mit Pelz bekleidet wohl fühlen? Ich lade die Pelzhändler Archangels also ergebenst ein, sich auch einmal in diesen Gestaden umzusehen.

Die Tropenbewohner dieses Archipels arten nicht nur im Genuss von Alkohol aus, sondern auch in dem des Tabacks in beliebiger Form, und das Cigarrenstümpchen kommt bei ihnen selten aus dem Munde.

Das thut man nun in Frankreich, in Deutschland und an vielen andern Orten auch, aber unter dem Einfluss ganz anderer klimatischer Verhältnisse, und nicht in Combination mit purem Schnaps als tägliches Tischgetränk.

Sollte *Paul Cère* und *Michelet* Recht haben, dann wäre es erklärlich, warum in jenen Tropengegenden, wo Alkohol und Taback in so übermässiger Weise consumirt werden, unter der Bevölkerung prozentarisch so auffallend viele Geisteskranke statistisch nachzuweisen sind. Cère bestätigt dies in seinem Werke: „Des populations dangereuses" mit Ziffern und sagt: „Le tabac et l'alcohol sont les principales causes de l'aliénation mentale!"

„Seit 1818 bis 1830", sagt er, „ergibt sich eine Tabackssteuer von 28 Millionen Francs, die durchschnittliche Zahl der Irrsinnigen in diesen Jahren beläuft sich auf 8000. Im Jahre 1838 beläuft sich das Tabackseinkommen auf 30 Millionen, die Zahl der Irrsinnigen auf 10,000; im Jahre 1842 auf 80 Millionen, die der Irrsinnigen auf 15,000. 1852: 120 Millionen bei 22 Tausend und 1862: 180 Millionen zu 44 Tausend. — Taback verursacht Durst, und nichts natürlicher für den Arbeiter, als die Zuflucht

zur Kneipe; von der Kneipe zum Taback und von da vice-versa.“ —

Ausgezeichnete Männer, wie Chateaubriand, Sainte-Beuve, La Martine, Victor Hugo, Thiers abhorresciren den Taback, und Michelet sagt in seiner „Histoire de France“:

„Cet isolement fatale commence précisément avec le dix-septième siècle à l'apparition du tabac. Ceci, en 1610. Date funeste, qui ouvre les routes où l'homme et la femme iront divergeant. Les femmes, dans tout le Nord, ont cédé aux spiritueux, et les hommes partout au tabac. Deux déserts et deux solitudes. Des nations, des races entières se sont déjà affaissées, perdues dans ce gouffre muet, dont le fond est l'indifférence, l'anéantissement de l'amour.“

Michelet und Cère zu Trotz bildet eine gewiss seltene Ausnahme der in Rotterdam unlängst verstorbene (Juli 1872) Holländer Van Klaës, der seine 40 Schoppen täglich trank und 150 Grammen Taback täglich verrauchte. Statt wie Chinesen und andere Eingeborene Esswaaren mit sich in's Jenseitige zu schleppen, um keine Hungersnoth im ersten Anfange nach Durchkreuzung des Styx zu erleiden, befahl er in seinem Testamente, dass man in seiner Bahre ein Packet holländischen Taback und ein Packet französischen Caporal neben ihn placire!

Der Missbrauch des Tabacks ist bekannt genug, als dass ich noch eine Lanze für die Nichtraucher brechen

sollte, aber selbst das reinste Krystallwasser, unmässig getrunken, schadet. Alles aber nur mässig und zur rechten Zeit; in solchen Tropensumpfländern ist Cognac gut, Arak gut, Taback gut, Curry gut und Kautaback gut, um nur die Miasmen, welche man einhaucht, theilweise in ihren Folgen unschädlich zu machen, desswegen in morastigen Gegenden der stärkere Gebrauch von scharfen Substanzen, die man kaut, trinkt oder raucht, um von den Folgen eines solchen Aufenthaltes verschont zu bleiben — am Platze, aber kein Missbrauch.

Die Malayen dieser ganzen Insel haben bekanntlich ihren *Siri*, jene bekannte Mixtur von Betel (Piper betle) und Kalk, welche selbst der daran gewöhnten Kehle entsetzlich scharf ist.

Ebensowenig man aber eine Mässigkeit im Trinken hier kennt, kennt man sie im Tabackrauchen, und das „Spada, Api" (die gewöhnlichen Rufe für Diener und Feuer) mit echt näselnder Yankeestimme, hört man ununterbrochen von früh Morgens bis spät Abends, wenn man die Strassen irgend einer Stadt dieser Colonie entlang geht. — Wie die Araber ihren Tschibuk, die Italiener und Egyptier ihren Caffee, die holländischen Damen ihr verfälschtes Eau-de-Cologne rücksichtslos auf die Kleider ihrer Besucherinnen schütten mit dem hypokritischen Ausruf: „Hoe gat u my Vrouw?" so präsentirt jeder knappe holländische petit maître dem Ankommenden eine Cigarre.

„Wollen Sie eine echte Manilla?“

„Dank u veel, hier als Revanche eine echte Havannah.“

„Bah, Havannah, ich kenne die alten Bremer zu gut.“

„Habe ich ihre Waare als solche, amice, verschmäht? Sie sind jedoch genügende Zeit auf Java, um zu wissen, dass diese Manilla reine Batavia- und Syngapore-Fabrikate sind, und dass höchstens die Zollbeamten auf den Molukken jährlich einmal durch die von den Philippinen herunterkommenden Prauw einige Manillapackete, und das — Contrebande erhalten.“

Taback nun und Alkohol in solcher Unmässigkeit verbraucht, wie man es hier thut, erklären zur Genüge die Intensität und Häufigkeit der Geistesaberration unter diesen Leuten, die überall in Indien auffällt.

Seit Jahren bittet, spricht, schimpft, petitionirt und heult man, jedoch vergebens, für die Errichtung einer Narrenanstalt in Niederländisch Indien.

„Die Zahl der Narren“ (sagt ein verantwortlicher holländischer Redacteur, der früher Matrose, dann protestantischer Missionair, dann weiss der liebe Gott was Alles war, bis er Chef-Redacteur einer Zeitung geworden, als gefährlicher Intriguant aber von Batavia

fort musste, um anderwärts sein Dasein mit Klatschereien und Plackereien aller Art zu fristen, in seinen Zeitungs-Spalten) — „wird täglich grösser, der Archipel wird zu klein, für ihre Nachkommen! Ueberall in der ganzen Welt ist man bedacht, solchen unglücklichen Menschen ein sicheres Asyl zu gründen; selbst in Honolulu, der Hauptstadt der Sandwich-Inseln, hat der Kanaka-König 2 Meilen vom Hafen entfernt eine Anstalt errichten lassen. Die Narren laufen hier in Indien aber aufsichtslos herum, und nicht lange, man wird keinen gescheiten Menschen mehr auf der Strasse finden können. Ist denn Niederländisch-Indien nicht reich genug, auch eine Civilanstalt zu errichten, um nur Civilnarren, und nicht Civilnarren unter Militärnarren unterzubringen??“ So weit der Redacteur! —

Es fällt mir bei dieser Gelegenheit ein Zwischenfall ein, wo ich Einem meiner Patienten ein Zeugniss ausstellte, damit er Urlaub nach Europa bekomme, in der Hoffnung, dass er als Vater vieler Kinder seine 5 Sinne im guten Zustande zurückbringe.

Der Gouvernements-Secretär in Batavia verlangte nemlich von einem gewissen van Spet (der sich die ungerechte Behandlung von Seite der Regierung während seiner ganzen Dienstzeit so zu Herzen genommen, dass er endlich den Verstand verlor), Herr Spet selbst und kein Anderer solle das Zeugniss ausfertigen, „er“ solle unterschreiben, dass er wegen momentaner Geistes-

schwäche einen Verloog nach Europa dringend „nood zakelyk" benöthige!

Eines schönen Morgens richtete ich meine Schritte gegen Weldevreden — das Stadt-Centrum, welches zwei grosse viereckige Glacis besitzt, nemlich: Waterloo-Plain und das noch grössere Konings-Plain, um welche herum ein Pferd im mittlern Trab eine halbe Stunde gut zu laufen hat; schöne schattige Alleen, Häuserreihen, Kasernen und Kirchen zieren die Vierecke.

Wer von Britisch-Indien nach Niederländisch-Indien kommt und sich im geschäftlichen Leben etwas umsieht, dem wird unter Anderm auch auffallen, dass wenigstens in der Kirche in den Overzeeschen Ned. Bezittingen die Sonne für Alle gleich scheint. Nicht so am Ganges. In Bhaugulpore, in Patna, Benares und wie all' die Städte bis zur Cashmirgrenze hinauf heissen, sind überall, wo Albion's Söhne ihren Obolus am Altare verschiedener Confessionen darbringen — Kirchen für die aristokratische und Kapellen für die Proletarier-Classe da; wenn auch das Geld zur Erbauung der Kirche oft mehr aus der letzteren entsprungen.

Ein eigenthümliches Leben bieten aber die javanischen Kasernen; diese Locale sind einstöckige, wohl

ventilirte Gebäude, deren äussere, mit hölzernen schwarzen Gitterfenstern versehene Façade, durch welche müssige Soldatenköpfe neugierig gucken, ein angenehmes Ansehen hat. Alle Bigotten, Hypokriten und Scheinheilige lade ich besonders zu diesem Abschnitt ein! — Denn die Regierung erlaubt nicht nur den Soldaten Dirnen zu besuchen, sondern sie gestattet ihnen, eine Dulcinea (dunkle Eingeborene natürlich) bei sich in der Kaserne zu behalten. Sie isst, trinkt, wohnt und schläft mit ihm und wird sogar von der Regierung aus täglich mit etwas Reis subventionirt. Wenn auf Expeditionen, begleitet sie den Krieger, macht alle Freuden und Leiden mit; selbstverständlich theilt sie auch die Beute, — zwar nicht so gross, wie sie den Franzosen und Engländern bei der Plünderung Pekings zu Theil geworden, sondern etwas Weniges an gestohlenem Reis. Ist sie ein Mischling aus dem schiefäugigen Mucker-Gorilla, dann muss mancher mit Mist gefütterte Spannferkel, — da der Malaye kein Schweinefleisch essen darf — tüchtig und billig herhalten!

Kurzum, sie ist ihm seine stete Begleiterin, seine Lebensgefährtin, sein Factotum — sie wird ihm unentbehrlich. Ich will die gute Seite dieser praktischen Einrichtung auseinanderzusetzen trachten.

Für's Erste ist der Soldat weniger Liebeskrankheiten, Excessen und Masturbationen ausgesetzt, da die

grenzenlose Hitze und die stimulante Ciavi-Paprika-Kost den Besuch ganz gemeiner malayischer Prostitutions-Nester sicherlich zur Folge haben müssten, aus denen man mit der gewöhnlichen ganzen Cohorte venerischer Embryonen herauszutreten pflegt. Zweitens gewöhnt sich der Söldling leichter dadurch an eine für ihn in gewisser Beziehung seltsame Ordnung; seine Lebensgefährtin wäscht für ihn, besorgt ihm tausend Kleinigkeiten, sie ist ihm ein Lastthier auf Reisen, — lauter Dinge, die ihm zu verrichten die enorme Hitze verbietet.

Aber kein Licht ohne Schatten! Entspringen Blindlinge und Mischlinge aus dieser Verbindung — was gewöhnlich um so eher geschieht, als Soldaten gerade nicht unter den Impotenten mit dem Buche Laurentius' über Unmannbarkeit im Sacke ausgewählt zu werden pflegen — so sorgt wohl freilich für diese Soldatenkinder in gewisser Beziehung der Staat und lässt ihnen, wenn erwachsen, niedere Aemter zukommen; aber nicht Alle lassen ihre Sprösslinge vom Staate allein versorgen, nicht Alle sind gewissenlose Egoisten, und die meisten Soldaten, besonders Deutsche, kommen mit den Jahren, wenn sie im Rang avanciren, auch ihren Verpflichtungen als Ehrenmänner dadurch nach, dass sie ihre saubern dunkelfarbigen Meyds vom Flecke wegheirathen und sich auf solche Weise eine Echtgenootin und Lipp-Lapps auf den Hals hängen, welche ihnen mit ihrer kleinen spärlichen Gage

oder mit ihrer noch spärlicheren Pension saure Tage genug im späten Alter verursachen. Ist es da nicht besser, Pastor zu sein, wie jener Pastor — ich will der indischen Stadt zu Liebe den Namen nicht nennen — welcher sich noch im unreifen Alter stehende Mädchen aus dem Waisenhause bringen liess, oder wie ein Anderer, welcher zwar, Ovid ähnlich, reiferes Obst liebte, dafür aber die unreife Frucht im Keime erstickte.

Ich beguckte mir Kannietverstaan ähnlich all' das Merkwürdige in Batavia! Ich staunte, in jeder fünften Person die mir begegnete, einen Mann des Säbels zu erblicken; erfuhr aber auch, dass jeder zweite Civilist einst Militair gewesen, sowie dass dies die gewöhnliche Art und Weise sei, daselbst seine Carrière anzufangen, will man überhaupt in Indien zu „Etwas" kommen.

„Da in diesem indischen Archipel so grosse Noth an Militair-Aerzten ist", dachte ich mir daher tags darauf, „so ist ja meine Angelegenheit auf dem richtigen Geleise. Sicherlich hole ich mir hier vom Schicksal eine Permanenz-Karte für die javanischen Gebirgsstöcke ab, da sie mir für die Cordilleren nicht gegönnt war. — Aber wie anfangen? . . . . Auf zum indischen Chef!"

IX.

Wie ein deutscher Arzt auf Java empfangen und wie er um sein ganzes Hab und Gut gebracht wurde. — Ausflug des Verfassers nach dem Innern dieser Insel. — Leben daselbst. — Des Vicekönigs Tivoli: Buitenzorg (Boghor).

Conf. (Buch XX. Yaou-Yue.)
Auf die Frage des Meisters, was er Ungerechtigkeit nenne, antwortete dessen Schüler, Teze-tsang: „Befehle zu ertheilen, scheinbar nicht dringend, wenn aber die wirkliche Zeit kommt, mit Härte die Vollführung derselben verlangen.“

Ich richtete also eines Morgens meine Schritte nach Weldevreden, zum Chef vom geneeskundigen Dienst, A. E. Wasklevitz.

Wasklevitz muss in seinen jungen Jahren ein knapper Geist gewesen sein, er hatte viel mit meiner, oder besser gesagt, ich mit seiner indischen Lebenscarrière gemein, obwohl ich nie mein Vaterland wie er Polen wegen politischer Umtriebe habe verlassen müssen. Auch er kam auf eigene Kosten nach Batavia herunter (die Götter wissen von wo her), machte seine Staats-

prüfungen und wurde wie ich bald darauf auf die eben nicht schmeichelhafteste Weise abgespeist und vor die Thore Batavias gesetzt. Endlich ging er ebenfalls nach Holland auf „eigene“ Kosten, bekam ebenfalls Satisfaction, und kehrte ebenfalls auf „Staatskosten“ nach Indien zurück.

Um aber den Leser mit derlei fachmännischen Dingen nicht zu ermüden, andrerseits um in bündiger Kürze das Erlebte zu schildern, will ich einen Artikel aus der Syngapore Daily Times (Mittwoch, 11. Dezember 1867), frei übersetzen, den ich einrücken lassen musste, um Ehre und Leben zu vertheidigen.

Der geneeskundige Chef (vulgo sein sollender Generalstabs-Arzt, welchen Generalstitel der ambitiöse Pole von seiner tauben Regierung nach 30 Dienstjahren vergebens erbettelte), sagte mir auf mein Anfragen, ich solle nächstens wieder vorsprechen, da denselben Tag seine chronische Dysenterieplage, ihm durch kneipende, reissende Unterleibsschmerzen eine weitere Discussion über meine Angelegenheit nicht erlaube.

„Was Sie am besten thun können“, sagte er mir einige Tage später, „ist, direct zu unserem General-Gouverneur zu gehen.“

„Man wird mich schwerlich vorlassen in Buitzenzorg.“

„Natürlich in den Audienztagen, die hier auf Batavia stattfinden; fragen Sie ganz offen, ob man Sie zulässt mit der Conditio sine qua non von Documenten,

Diplomen u. s. w. zu den Officiers-Prüfungen. Wenn Sie das nicht thun, können Sie sehr leicht bei unseren bureaukratischen Beamten ein ganzes halbes Jahr hier auf Bescheid allein warten, wie es Manchem geschehen ist."

Ich dankte dem hagern Tropenbewohner und schaute mich unter meiner neuen Bekanntschaft nach einem Frack um, — denn ohne Frack wird man bei Sr. Excellenz nicht vorgelassen, — die nothwendigen Schritte zu thun.

Die Natur hat meine Knochen auseinandergetrieben, und so hatte ich stets mein Kreuz mit Beschuhung und Bekleidung, wenn ich sie fertig ankaufen wollte.

Athleten waren wohl da unter meinen Bataver-Bekannten, aber leider concentrirte sich das Riesige ihrer Corpulenz auf zollhohe Fettschichten ihres Unterleibes. Kein Zweifel, ich bringe es vielleicht mit meiner jetzigen sitzenden Lebensweise auch einmal so weit — aber damals war ich durch 4jähriges ununterbrochenes Herumreisen in Ländern, wo man weniger gute Küche als tüchtige Hungerpüffe bekommt, so zu sagen drainirt, wie man auf Java Mädchen drainirt, d. h. auf schmale, magere Kost setzt, wenn sie heirathen sollen (bei uns füttert man sie wie die Gänse, in Folge dessen sie auch dann gewöhnlich die Freuden primae noctis nicht genug befriedigend zu kosten geben).

Nicht möglich also, einen Frack aufzutreiben, welchen doch selbst die Inländer in Minehassa (die nörd-

liche Provinz Celebes) tragen. Ich präsentirte mich also mit meinem Packet Papiere u. s. w. angezogen à la bourgeois in der prächtigen marmornen Vorhalle des Gouverneurpalastes in Riswyk, und die Diener Sr. Excellenz, die nur gewohnt waren, Bettler mit goldenen Epauletten und nicht mit Pergamentpapieren zu sehen — sahen sich stutzig an, da ich jedoch durch die Wachen glücklich durchgeschlüpft war, getraute sich Keiner mehr sein Veto einzulegen. — Plötzlich überrannte mich der Adjutant, dem ich mein Anliegen mittheilte, der aber eine höchst bedenkliche Miene zu meinem Anzug machte. Aber aus Mexiko . . . . . um mit dem General-Gouverneur in Batavia zu sprechen . . . . . Diable, das brach das Eis, und wurde ich nach dreistündigem Antichambriren, nachdem Alle vor mir Einer nach dem Andern vorbeidefilirten, der Eine blass vor Furcht, der Andere kirschroth vor Aufregung, der Eine zitternd, der Andere die Worte, welche er zu citiren hatte, vor sich hinbrummend, dass er sie ja nicht vergesse — endlich vorgelassen.

„Gut!“ sagte mir Se. Excellenz Maier, — eine kleine schmächtige aber nichtsdestoweniger im Umgang sehr angenehme Persönlichkeit, — „haben Sie alle ihre Papiere in Ordnung, so steht ihrem Staatsexamen kein Hinderniss entgegen — melden Sie sich nur sofort schriftlich beim Armee-Commandanten.“

Ich ging.

Bevor ich aber mein Ansuchen stellte, wollte ich denn doch früher auch die Meinung darüber nicht nur schriftlich, auch mündlich vom Armee-Commandanten, General Andresen, selbst hören.

Man hatte mir nemlich gesagt, dass der Legerkommandant und der Vicekönig gar nicht selten, zum grossen Verdruss des Letzteren, wie zwei entgegengesetzte Kräfte „friedlich" arbeiten, dass seit undenklichen Zeiten, wenn der Legerkommandant Etwas entschied, die Sache beim General-Gouverneur Widerstand fand, und wenn dieser Etwas für gut fand, es Jener bestimmt missbilligte, ebenso wie es bei den Türken der Fall ist, wo nach dem Sprichwort: „Wo der König bucklig ist, gilt gerade sein für Sünde!" derartige Meinungsverschiedenheiten die grössten Differenzen hervorrufen.

Andresen erinnerte mich lebhaft an den Festungskommandanten zu Haderwyk. Die Regierung scheint bei den höchsten Beförderungen Rücksicht auf Riesen-Constitutionen nehmen zu wollen. Welche Aussicht für mich!

Ich sagte der an Rang kleinern, an Körper aber bedeutend gewichtigeren Excellenz etwas zu dreist heraus, dass ich meine Wanderung in den asiatischen Steppen lieber fortsetzen wollte, als ein Vierteljahr auf Java zu warten, um vielleicht erst dann zu erfahren, ob ich zu den Prüfungen zugelassen werden könne oder nicht.

Der Mann schien mir aber zu entsetzlich freundlich

einem „Nichts“ wie mir gegenüber, und machte ich mir desshalb auch keine sanguinischen Illusionen.

Auf den Colonien war man weniger zurückgezogen als in Haderwyk, und Andersen war hier der Erste, der mir amerikanisch die Hand schüttelte.

„Gehen Sie nur!“ sagte er, und ich glaubte ein gewisses ironisches unterdrücktes Lächeln an seinen durch unmerkliche Contraction der Risorii-Muskeln bewegten Mundwinkeln zu bemerken, auf welche Eigenschaft der berühmte Anatom Santorini zuerst aufmerksam gemacht hat — „gehen Sie vollen Muthes auf die Rigorosenbank, und ich sehe Sie bald mit den goldenen Epauletten wieder!“

„Ich spreche zwar kein Holländisch, wohl aber ein halbes Dutzend anderer Sprachen.“

„Um so willkommener, da in unserer Armee alle möglichen Nationalitäten vertreten sind.“

Ich ging sofort zum polnischen Chef, der sein nationales Getränk, Slibowitz, auf Java mit dem „Genèvre“ (gedeestileerd op Batavia onder het merk O Oijevaar en bekroond op de Nationale te Amsterdam) vertauscht, um seine dysenterischen Eingeweide etwas zu stimuliren, nachdem Catechu und die Legion aller Adstringentia selbstverständlich nutzlos geblieben. Er war also guter Laune.

„Ja, wenn alles so der Fall ist, sofort, sofort einreichen!“

Ich hatte Staatsprüfungen in Amerika machen müssen, um in die amerikanische Armee eintreten zu können, in Mexiko, um als Mitglied des mexikanischen Collegiums auch zur Privatpraxis berechtigt zu sein, in Habanna, wo ich nichts erzweckte, da ich die nothwendigen 5000 Francs ärztlicher Taxgelder nicht bezahlen konnte.

Ich reichte also ein und dachte, einige Tage später vielleicht die Sache bereits abgemacht zu sehen.

Es verging eine Woche, es vergingen noch 14 Tage!

„Man hat die Sache ganz ad acta geworfen", schrie ich, als mich plötzlich im Hotel Cavadino ein Gouvernementsentschluss traf.

„Aha!" dachte ich mir, „endlich!" brach auf und konnte nur so viel entziffern, dass Alles so weit in Ordnung wäre . . . . . mit Ausnahme des Taufscheines, der noch verlangt würde.

Ich riss sofort meinen Taufschein aus dem Koffer und lief zum Chef.

„Sie halten sich darüber auf, warum ich Sie hierauf nicht sofort aufmerksam gemacht? . . . . . weil ich eben wie Sie es nicht für nothwendig gehalten. — Sie wurden desswegen so spät benachrichtigt, weil hier Alles durch hundert Hände geht, bis es wieder auf seinen ursprünglichen Platz zurückkehrt. Die Bureaukraten sind hier, wie ich es Ihnen sagte, eigene Käuze, die Administration nicht wie in England etwa oder Amerika."

Auf das Risico, dass ich den Leser zu Tod langweile, muss ich dennoch pedantisch fortsetzen.

Ich wartete also weitere 14 Tage, und wiederum erschien ein Beschluss, und wiederum war ich naiv genug, an eine endliche Erlösung zu glauben. Diesmal war es jedoch kein Taufschein, man verlangte nur mein Abiturienten-Zeugniss, die Certificate meiner philosophischen Lehrjahre.

O glücklicher Mann, der ich sie noch besass; welcher Glücksstern hat mir geleuchtet, als ich nahe dem amerikanischen Gestade, Europa verlassend, jenem eingefleischten Yankee nicht folgte, der mir eifrig zuredete, alle europäischen Kritzeleien als nutzloses, für Amerika höchst lächerliches Zeug in die Thetis zu werfen.

Hierher hatte ich sie nun durch alle Gefahren und Schiffbrüche glücklich gebracht.

Selbst hohen Ortes war man in Batavia überrascht, und wie es schien unangenehm durch diesen Fund berührt — man dachte, dass sicherlich an dieser Klippe mein Unternehmen scheitern und man sich dadurch eines verhassten Fremden entledigen werde, da man mir mein Verlangen nicht „rechtmässig" wegdisputiren konnte.

Jetzt blieb Alles durch drei volle, höchst denkwürdige Wochen still. Wie oft ging ich da nicht zu Pontius und Pilatus — ja, ich wollte endlich meine Papiere zurück, den ganzen Plunder an den Nagel hängen und Java verlassen.

Man gab sie mir nicht! Wohl aber neuerdings eine Zuschrift, wo man den richtigen Empfang von Pass, Taufschein, Maturitätszeugnissen, Dokumenten aller Herren Länder und Wiener Diplomen bestätigte.

„Wieder ein Beschluss!“ dachte ich mir beim Aufbrechen des gummirten Riesen-Enveloppes — „vielleicht neue Bescheerungen.“

In der That hatte ich mich nicht getäuscht! Diese höllischen batavischen Chicanen, tropfenweise gekostet, brachten meinen sanguinischen Kopf zur rasenden Verzweiflung.

Jetzt, nach sieben Wochen, frug man nach einem andern — wie es hiess — nicht minder wichtigen schriftlichen Beweis über meinen Stand, ob ledig, ob verheirathet!!

Aber mein Papierkästchen war tief; ich kam ja ursprünglich von einem ziemlich gleich pedantischen Bruderstaat her — wie sollte ich da nicht nach der gewünschten Form gedrechselt sein! —

Dieses Zeugniss verdankte ich der angeborenen Zuvorkommenheit eines Schulkameraden, der es mir zum Spass sogar vom Triester Bischof unterzeichnen liess, vollkommen wahrheitsgetreu, und es mir nach Washington (D. of. Columbia) mit der Bemerkung nachgeschickt, man könne nicht wissen, in welcher Lage man es brauche.

Der T . . . . . hätte je geahnt, dass dies auch richtig einmal eintreten würde!!

Die Batavische Behörde glaubte kaum ihren Augen. Ein Mann, der mit einem Certificate herumreise, dass er nicht verheirathet sei? Sie verglichen meine Schrift mit der des Triester Bischofs, konnten aber leider die Bischofsmütze im bekannten Siegel nicht abläugnen — wenn sie auch meine Receptenschrift mit der bischöflichen par force ähnlich finden wollten.

„Hm! hm!“ rief man im Secretariat des Legerkommandanten, als ich persönlich den Beweis meines ledigen Standes überbrachte . . . . „hm, hm!“ aber acht Tage später erhielt ich vom indischen Generalstabsarzt folgende Zuschrift:

Batavia. October 1867.

Weltevreden u. s. w.

Ich habe die Ehre, Sie von dem Regierungsbeschluss in Kenntniss zu setzen, wodurch sie aufgefordert werden, morgen im grossen Militär-Hospital zu Weltevreden behufs einer Prüfung zu erscheinen. Die ärztliche Commission wird sich der lateinischen, französischen oder deutschen Sprache bedienen.

Chef der ärztlichen Branche.

An Dr. Bechtinger. A. E. Wasklevitz.

„Endlich“, rief ich gespannt, neugierig auf den Her- und Ausgang dieser ganzen barocken Angelegenheit aus

. . . . und ein Rigorosenschauer, den nur die Rigorosanten kennen, durchlief meine Glieder.

Alles war natürlich in Batavia, dieser grossen Menschenkaserne, dieser Königin des Ostens, auf das kindischste auf meine Angelegenheit gespannt. — Jetzt noch, obwohl Jahre bereits verstrichen, muss ich, wenn ich zurückdenke, über jenes närrische Treiben lächeln, dessen Zielpunkt ich war.

Damals war es anders; ich kam nemlich gar nicht dazu, ein medicinisches Werk (wer schleppt specielle Fachwerke auch mit sich in der Welt herum?) durchzublättern, und wenn ich auch Eines besessen hätte, man liess mich gar nicht dazu kommen. Ich wurde rechts und links eingeladen und kam aus der Champagner-Soda-Eiswasser-Extase gar nicht mehr heraus.

Geschah diess von meinen Widersachern absichtlich? — Ich muthe nach meinen jetzigen Erfahrungen jenen braven Leuten Alles zu — obwohl ich es mir damals diabolisch gut schmecken liess!

Soll ich nun dem Leser die Rigorosenfragen hercitiren, den grünen Tisch, die mit Staub überdeckten drei Büchsen für Sanitätsofficiers-Prüfungen ersten, zweiten und dritten Ranges schildern, in den auf zusammengerollten Papieren die Thesen geschrieben standen?

Der Präsident der Commission, Bensen, sagte mir, da seit 20 Jahren sich kein solcher Fall ereignet hätte,

dass ein Civilarzt in Indien zum Militärdienst übertritt, so wäre auch die dritte Büchse leer. Er kenne jedoch zur Genüge die Wiener Doktoren, um nicht, wenn es auf ihn ankäme, selbst zur ersten Büchse zu greifen. Ein neuer Zwischenfall, ich machte die Prüfung für Sanitätsoffiziere „zweiten" Ranges, um „dritten" Ranges einzutreten! Ich machte Fortschritte wie — die Krebse!

Wie lange glaubt nun wohl der geduldige Leser, dass diese Prüfung gedauert hat. Etwa 20 Minuten, wie im Douglas-Hospital zu Washington, eine halbe Stunde, wie in Bombay, eine Stunde, wie in der Jefferson-Universität zu Philadelphia, zwei Stunden, wie vor dem Wiener Dekanate, zwei Tage wie vor dem mexikanischen Unterrichtsminister und Professoren-Collegium? Weder 20 Minuten, noch zwei Tage, sondern nahezu durch einen vollen Monat war ich vor dem grünen Tisch die Zielscheibe von kreuz und quer gerichteten Fragen. — Was zum T . . . . wurde denn nun examinirt? — Voyons:

Nun, an einem Tage Botanik, am andern Zoologie und Mineralogie, dann wieder Geschichte, Mathematik (elementäre und höhere Rechenkunst), hierauf die alten und die neuen Sprachen, Physik und Geographie, Religionslehre und all' die Zweige, die jeder Gymnasiast meist kennt, jeder Doktor schon längst vergessen!

Was hat Herodot in Egypten gethan? Was schrieb Xenophon? Warum sind die Chöre von Sophokles so unverständlich und warum findet man gerade in diesen Chören viele Worte, welche auf den Gebirgen des Peloponnes noch heutzutage unter den Gebirgs-Bewohnern daselbst in deren gewöhnlicher Mundart geläufig sind? (Nach einem halben Monate erst kam man zu dem speciell ärztlichen Fache.)

Man sprang wie Asmodeus auf den Dächern Madrids von Anatomie zur Physiologie, von den Funktionen der *cortischen* Fasern (einzelnen Tönen gegenüber) zu den Mouches volantes des Glaskörpers, von den Condilomen an der Rima glottidis zu den Bochdalekischen Nerven, von den Missgeburten zur Lepra, welche häufig in den Molukken zu sehen ist, von der Chopart'schen und Lisfrank'schen Gelenkseröffnung zum Rasiren der Kopfhaare bei Kopfwunden, oder der Schamhaare bei Hernia!! —

Endlich ging man zu den schriftlichen Elaboraten über.

Mit welch erhabenen, durch und durch wissenschaftlich gebildeten Männern hast du nicht zu thun, dachte ich mir, — denn mit gewichtiger Miene standen sie da, — und wie entzückt war ich über die Fragen gewesen, welche man mir so originell zugeschleudert hatte.

Später aber erfuhr ich unter der Hand von einem Apothekergehülfen in dem genannten Hospital, dass an

bestimmten Tagen, bei bestimmten Gegenständen, die aus den bestimmten Büchern herausgerissenen Seiten die Candidaten ohne Unterschied an bestimmter Stelle am Körper verstecken, um sie zur bestimmten Zeit abzucopiren, und so Avancement erzweckten, wobei mir die Worte Confucius' im Buche XIII Tsze-Loo einfielen:

„Einst lernten und studirten die Leute, um sich selbst zu vervollkommnen, jetzt aber rein nur, um gelobt und beklatscht zu werden."

Messungen am Schädel, Abwägen der Gehirnmasse (was die Indo-Bataver factisch für sich selbst nöthig hätten), Harn- und Stein-Entleerungen am Cadaver, setzten nach einem Monat den Prüfungsfragen zweiten Ranges die Krone auf, für welche ich die Note Numero 150 bekam — so viel man mir sagte, das Höchste was in Indien je von einem Sanitäts-Epauletten-Bettler erreicht werden könnte.

Die darauffolgende Zeit meines Java-Aufenthaltes bekam ich gar keinen Champagner mehr zu Gesicht, obwohl ich ihn gerade jetzt sehr gerne gratis getrunken hätte.

Man gratulirte mir links und rechts! Ich frug schon meinen Chef, ob ich mir meine Uniform bei Herrmann, (dem Schneidermeister op Noordwyk), bestellen könne.

„Po male“, war die sybillische Antwort (linguae Bohemiae sapienti sat!)

An dieses Po male erinnerte ich mich, als ich eines schönen Morgens ein neues Packet bekam. — Ich dachte, Gott Lob und Dank, meine definitive Anstellung sei einmal da.

Der Chef vom geneeskundigen Dienst.

Weltevreden u. s. w.

„Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, dass laut Ordre Sr. Excellenz des Herrn Legerkommandanten, die bestandene Prüfung desshalb Null und nichtig zu erklären ist, weil sie nicht nach dem sich anno 1853 vigirenden Gesetz in der holländischen Sprache, sondern in der französischen, deutschen oder lateinischen, je nach der Sprachkenntniss der prüfenden Commissions-Mitglieder abgehalten wurde. . . . .“

Da mir der Verstand zu schwinden drohte, trank ich geschwind ein Glas Eiswasser und las weiter:

„Wahr ist es, dass Sie dazu schriftlich von der Regierung aufgefordert und zu einem deutsch-lateinischen- oder französischen Examen zugelassen wurden, ... es ist aber nicht weniger wahr, dass ich Ihnen dies mitzutheilen vom Legerkommandanten eigens beauftragt bin.“

An Herrn
Dr. J. N. A. Bechtinger.

A. E. Wasklevitz.

Ich nahm den Papier-Fetzen und ballte ihn krampfhaft zwischen meinen Händen zusammen.

„All right“ . . . ich wusste selbst nicht, was ich that, ich lief zu den Herren, aber keiner war sichtbar.

Ich schrieb ein officielles Gesuch, um doch wenigstens meine Papiere zurückzuverlangen.

Oh! Yaou-Yue! Oh! Tsze-tsang! Wie richtig sind eure Bemerkungen!!

Hier die Antwort auf meine gerechte Forderung:

Secretarie des General-Gouverneurs.

Buitenzorg, November 1867.

An Dr. Bechtinger.

1) Das Ansuchen gesehen und gelesen, was das Zurückverlangen der Papiere aber anbelangt

2) beschlossen: Man setze den Petenten in Kenntniss, dass Pass, Taufschein, Diplome, kurzum alle seine Dokumente miteinander nach La Haye (Holland) geschickt worden seien zur Constatirung der Wahrheit, über Person u. s. w. — * * *

(*So weit die Daily-Times.*)

De Wall, Secretär.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Wien,

das auf die Anfrage über meine Person Seitens der holländischen Gesandtschaft in Wien die beste, schmeichelhafteste Information zu geben sich freundlichst herbeigelassen hat, welche ich anno 1871, da ich wieder nach Batavia zurückkam, vom zweiten Secretär des General-Gouverneurs selbst vernahm, meinen wärmsten aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Ich will hier weder die Götter noch Pluto anrufen, lasse den Leser auf solche Thatsachen hin selbst sein Urtheil fällen; ich aber rief: „Sic itur ad astra!"

De Wall, welcher natürlich für alles dies nichts konnte, war noch freundlich genug, mir eine gesiegelte Gouvernements-Bestätigung mitzugeben, dass ich de facto alle die genannten Dokumente besessen und sie in Batavia beim Legerkommandant deponirt hätte.

(Die Papiere bekam ich erst ein Jahr später auf Ansuchen des Wiener Ministeriums zurück).

Wie früher all' die neugebackenen Bekanntschaften sich in Batavia um mich geschaart, so verschwanden sie jetzt vor mir wie vor einem Pestbeuligen, weil sie mich von oben verlassen sahen.

Ihr seid nicht dumm, ihr seid nicht schlecht,
Ihr wisst, was Freiheit ist und Recht,
Ihr liebt die Wahrheit, (?) hasst den Schein, (!)
Ihr wollt auch gern freisinnig sein.
Auch habt ihr Alles auf der Welt,
Doch fehlt euch eins — euch fehlt der Muth!

Wie sollte man sich nicht diesen Regierungsbeschluss auf das Schlechteste deuten? frug man allenthalben.

„Er ist gar kein Doktor", hiess es.

„Er hat aber doch so brillant seine Prüfungen bestanden?"

„Reiner Zufall."

„Ah bah!"

„Die Papiere gehören nicht ihm."

„Aber der Pass, der doch die Person identificirt?"

„Der Mann kommt von Amerika, in diesen Staaten ist man zu Allem fähig."

„Natürlich! Natürlich! Oh diese Amerikaner!"

Ein amerikanischer Arzt, dem man die Zulassung zur Staats-Prüfung versprochen, bekam nach drei Monaten die Erwiderung, dass man ihn wegen Mangel seines Taufscheines nicht zulassen könne. (Man wusste, dass ein Yankee ebensowenig seinen Taufschein, als ein seine Kranken besuchender Arzt sein Diplom mitschleppt.)

Das Erstaunen jener Indianer, die zuerst einen weissen Mann erblickten, war nicht so gross wie jenes dieses Yankee, als man ihn um seinen Taufschein frug. Er, der gewohnt war, seine Heimath kreuz und quer tausende von Meilen anstandslos zu durchkreuzen, ohne andere Papiere zu besitzen, als das Umhüllungspapier seines Kautabacks, er, ein Cándidat des bekannten Jefferson-Hospitals in Philadelphia, wo man in ein paar Stunden

Doktor ist! Er aus einem Lande, wo man heute Schneider, morgen Eisenbahn-Conducteur und drei Jahre später diplomirter Arzt ist, konnte die batavische Rigorosen-Pedanterie, die an Originalität selbst jene der Hauptstadt (la ciudad y la capital de) Mexikos übertrifft — gar nicht begreifen.

Wer unter Narren als Weiser, oder unter Betrunkenen als Nüchterner auftreten will, der muss entweder dieselben Saiten aufziehen, oder, um nicht mit gehangen und geprügelt zu werden, das Ferne suchen.

Ich wählte absichtlich diesmal das Erstere! Kurze Zeit hatte genügt, aus mir einen completen, eingefleischten Indo-Bataver zu machen.

Fliegender luftiger Anzug, Schaukeln des Morgens, Mittags und Abends, nach dem Breakfeast .... nach dem Lunch .... nach dem Abendessen Schaukeln stundenlang — wieder Genèvre ... hirn- und hutloses Herumrennen .... Glacéhandschuhe und Ueberzieher bei 29—30° Reaumur .... Reistöpfe bei Tiffin (Lunch) .... Reistöpfe Abends .... wieder Schaukeln ... wieder Sopi und Peit und wie alle diese Genèvre-Gebräue und Mischungen heissen ..... Spada: Api .... abwechselnd mit Spitals-Comödien .... Kotzebue'sche Prüfungs-Commissionen .... kalte Abwaschungen und Begiessungen des bereits schon so stark in Anspruch genom-

menen Schädels in der „rooma mandi“ nach all' dem Hokuspokus!!

Der Leser wird begreiflich finden, dass ich bei all' diesem Stickstoff auch, um nicht zu verkümmern, Sauerstoff brauchte, und da ich auf Java nie mehr zurückzukehren glaubte (der Mensch denkt, Gott lenkt), so stieg ich eines Morgens in die für die Bataver selbst heutigestags noch nicht ganz zur Mythe gewordene Diligence, um mir ein bischen die *Preanger*, jene schöne Berggruppe Westjavas zu besichtigen — ich wollte mich für kurze Zeit aus dem unsinnigen Treiben der Menschen herausreissen und mich ein bischen in die Arme der Tropen-Natur werfen. „Auf, nach dem Innern!“ rief ich.

Der malayische Wow-Wow am Bocke wetteiferte mit den neben dem Reisewagen einherlaufenden, mit grossen Narrenpeitschen versehenen inländischen Loopers, um Bauch, Schenkel, Füsse der dahinrasenden Priangers-Mustangs gehörig zu caressiren, oder besser gesagt, durchzubläuen, so dass wir die 39 Pales (englische Meilen) lange, allmälig bis 900 Fuss ansteigende Strecke Batavia-Buitenzorg in $3\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegten.

Halb gerädert kamen wir endlich in Boghor, diesem berühmten, so unendlich oft beschriebenen und bis in den siebenten Himmel erhobenen Buitenzorg (Sanssouci) an.

Wie oft hatte ich nicht dieses verwünschte Boghor von meinem Diener hören müssen.

Wie muss ich da nicht jetzt noch unwillkürlich lächeln, wenn ich an die Ausreden zurückdenke, welche faule malayische Diener ihren batavischen Dienstgebern gegenüber fortwährend zur Disposition haben, z. B.:

„Saya adda saki“ — (ich bin krank).

„Saya misti pighi di Boghor“ — (ich muss nach Buitenzorg).

Diese einfältigen Menschen! Sie haben bemerkt, dass ihre Herrschaften, Ambtenaare, Officiere einen Verloog nach Boghor nehmen, um sich von den scheinbaren oder wirklichen Strapatzen zu erholen — in ihrer Affennatur machen sie es nun nach!

Kommen sie mit: Saya adda saki nicht aus, so sagen sie:

„Saya pugna mamma mate“ (meine Mutter ist todt) oder „Saya pugna suddara saki“ (meine Schwester ist stark krank) — aber nach Boghor müssen sie, im schlimmsten Falle laufen sie fort, wenn ihnen alles Lügen nichts hilft, und schleppen Alles mit, was ihnen vor dem Wege steht.

Eigene Käuze, diese Boghor-Naturkinder, eingebildet bis zum höchsten Grad (wie beiläufig unsere Grafen und Barone), sind sie nicht nur auf ihre Sarong, sondern auch auf ihren Stamm stolz.

Mit einem wahren beneidenswerthen Selbstbewusstsein werfen sie sich in die Brust und rufen aus: „Saya adda vrom Boghor“ (ich bin ein Buitenzorger).

Hm! Ein rares Thier, fürwahr!! Tout comme chez nous, mon cher, wo der Peter von Petersdorf und der Bauer von Tölpelsdorf über den Vorzug ihrer Tracht, über die Länge ihres Zopfes — der jetzt zwar nicht mehr unter dem Dreispitz, aber eben so lang noch unter dem Cylinder steckt — über die Höhe der nur eine halbe Stunde voneinander entfernten Kirchthürme zanken, streiten und sich den Buckel blau und grün prügeln.

Man soll aber ja nicht glauben, dass desswegen der malayische Küstenbewohner von seiner Inferiorität seinen andern Stammverwandten gegenüber überzeugt sei, Gott bewahre! Wie sich der chinesische Seemann — gleich dem Malayen der grösste Seeräuber, der grösste Hallunke, der nur auf Gottes schöner Erde existirt — gegenüber dem Binnenbewohner gross und gewachsen fühlt (obwohl letzterer von einem Mädchen — mag dasselbe noch so hübsch sein — nichts wissen will, sobald es ein Fischermädchen ist, das allein das Prostitutions-Contingent in den chinesischen Häfen stellt), so arrogant und hochnasig ist der Malaye dem in der Culturstufe sonst höher stehenden Javanen gegenüber.

Mag der Javane (nemlich jene malayische Abart, in deren Adern etwas Hindublut fliesst) sich noch so

erhaben über den Küstenbewohner denken, kommt er unter diese hinein, so wird er, falls er nicht unter besonderem Schutze seines Herrn steht, von den Ersteren ganz gehörig vermoppelt und malayisch hergenommen.

Duobus legitantibus tertius gaudet, zieht der Holländer aus diesem Zwiespalt Nutzen, wie es die Britten unter den sich zankenden Rajas gethan, und stellt bei öffentlichen Arbeiten oder seinem zahlreichen Dienertross einen Javanen als Oberhaupt an, der unter dem Namen „Mandur" (Aufseher) bekannt, auch besser bezahlt ist.

Man soll nur einmal diese kindische Eifersucht mit angesehen haben, um sich daraus einen Begriff zu machen.

Der „Moff" (eine Art „Son of a beach", wie die Indo-Bataver jeden Deutschen auf eine nicht besonders schmeichelhafte Weise betiteln) wird eher mit den Nachkommen der Witts Bruderschaft trinken und ewige Freundschaft schliessen, als dass der Javane dem Malayen die Hand geben möchte, trotz dass letztere dem Islam angehören!

Ist man auf Reisen an einem fremden Orte angelangt, so sucht man die zu Gebote stehende Zeit mit dem Aufstöbern aller möglichen Dinge, von denen man Ueberraschung erwartet, zuzubringen. Manche benehmen

sich dabei höchst naiv. Sie essen nicht, schlafen kaum, rennen toll wie gehetzte Thiere in der Stadt oder im Orte herum; müde und vor Schweiss triefend kehren sie spät Abends heim, werfen, blind vor lauter Eifer und Eile, Bekannte und Freunde an der Thürschwelle um und übertäuben an der Tafel das eigene Wort mit allen möglichen, nur keinen geistreichen Beobachtungen und Bemerkungen über ihre Erlebnisse, die sie à tout prix zum Besten geben und sämmtliche andere Gäste dadurch zum Schweigen und zum Anhören all' des baaren Unsinns zwingen wollen. Diesen gegenüber benehmen sich Andere nicht minder komisch, aus deren blassen Lippen nie ein Sterbenswörtchen herauszulocken ist, in deren kaltem Blick weder eine Naturschönheit, noch eine Ueberraschung sich freundlich abspiegelt, deren Gesicht keine noch so sonderbare Zerstreuung erheitert. Man könnte sie wandelnde Marmorstatuen nennen, die Alles um sich ruhig und unbeirrt geschehen lassen!

Was mich anbelangt, ich fühle mich wohl und glücklich im richtigen Mittelwege für fremde Eindrücke empfänglich.

Und wer ist es nicht für Naturschönheiten, welche hie und da den Besucher der Tropenländer im hohen Grade überraschen, oder beim Anblick von javanischen Riesenbergen, wie „Salak und Gedeh", welche den Hintergrund der batavischen Residenz inclusive Buitenzorg bilden? (das

Lieblings-Tivoli der bemittelten Classe — eine wahre Plaisirfahrt, auf die aber der unbemittelte Indo-Bataver, der zu grossen Reisekosten wegen, bis dato ganz und gar verzichten musste. Die Reise nemlich hin und zurück, die man in acht Stunden macht, kommt mit allen Neben-Auslagen auf 200 Frcs). Dank der Eisenbahn ist jedoch jetzt das weitaus gesundere Boghor auf zwei Stunden dem Hafen nähergerückt, somit kann jetzt Jeder einige Male im Jahre wenigstens sich den Spass machen, sich daselbst einen tüchtigen Mund voll Sauerstoff abzuholen, der, wie sich Einer scherzend ausdrückte, in Batavia kaum zu haben oder in solch kleiner Quantität vorhanden ist, dass selbst alles Feuer klein brennt. (Einige schreiben diesem Umstand sogar die Ursache der so seltenen Waldbrände in dem Küstensaume zu . . . . Waldbrände, die denn doch in der trockenen Jahreszeit so leicht ausbrechen könnten, indem die Eingeborenen zur Verscheuchung aller möglichen Thiere, und besonders Mosquitos, allabendlich in struppigen, von trockenen Gewächsen aller Art strotzenden Wäldern grosse Feuer vor ihren Wohnorten anlegen!)

Ohne Zweifel wird aus dem „jetzigen“ Batavia, (zum Unterschiede von Alt-Batavia — wo die ostindische

Compagnie ihre Krämerbuden errichtete — Neu-Batavia genannt) einst wohl das Mittel-Batavia, und aus Buitenzorg das neueste Batavia werden! Die späteren Nachkommen der jetzigen Indo-Batavischen Generation mögen daher vielleicht auf dem Salak- und Gedeh-Kegel das allerneueste Batavia aufsuchen, und die Bewohner nicht unwahrscheinlich im Monde; was diesen als echten fliegenden Holländern gar nicht schwer fallen dürfte, um dann uns hungerige Erdenkinder mit einer neuen Mond-Käseart zu beschenken und dieselbe durch irgend einen Capt. Barbican auf unsern käsearmen Planeten schleudern zu lassen.

Was werden aber die Hausbesitzer Batavias zu dieser künftighin sicher bevorstehenden Auswanderung nach Buitenzorg sagen?

Haben ihre marmornen Paläste, oder richtiger gesagt, ihre glänzend weissen marmornen Verandas mit dem schmutzigen Ziegel-Bauwerke und Mistanhäufung aller zwei- und vierfüssigen Thiere am Hintergebäude nicht mit der Zeit dieselbe Aussicht, wie die bereits verfallenen Bauwerke Alt-Batavias?

Werden die europäischen Magazine und die pestilenzialen Krämer-Buden Alt-Batavias nicht in der Zukunft ihren Platz in den fraglichen Marmorpalästen der jetzigen Königin des Ostens finden?

Hätte Anfangs vorigen Jahrhunderts die ostindische

Handels-Compagnie, welche ihre vier Pfähle mit sammt Gefolge in Alt-Batavia in den Boden rannte, sich je träumen lassen, dass die Nachkommen ihre damals für Java factisch grossartigen Gebäude einst zu nichts Anderem, als zu schmutzigen Magazinen und zu liederlichen Wohnstätten inländischer und ausländischer Proletarier verwenden würden?

Die neugebackenen Batavier sind eben heutzutage da, wo die Alt-Batavier mit einem bischen mehr gesundem Menschenverstand hätten sein sollen, aber noch immer nicht dort, wo die künftigen Käse-Embryonen sich niederlassen werden!

Die guten Leute! Wie ihre chinesischen Nachbarn sträuben sie sich vergebens gegen fortschreitenden Zeitgeist und raschen materiellen Verkehr!

Der sie aus dem tiefen Schlafe erweckende Locomotiv-Pfiff der rastlos vorwärtseilenden Civilisation schreckt sie auf, wie die in dunkler Nacht brütenden Eulen das grelle Licht fliehen.

Nicht lange, und durch die schweigenden dunkeln Wälder, durch die melancholischen Palmen-Haine wird das Dampfross schnauben, in rastloser Gier sich immer mehr und mehr über die Berge und Sümpfe Javas Bahn brechen und vielleicht (?) das Banner der geistigen Freiheit mit sich fortschleppen, eine Flagge, die „jetzt“ nur

auf dem Batavier Tramway sichtbar ist, als practisches Warnungszeichen künftiger Tramway-Actionäre!

Frägt man sich, wird es einst mit Locomotiv- und Ballonfahrten anders in Java aussehen? muss dies mit der Frage beantwortet werden, ob es durch die Dampfschifffahrt, mit welcher man die niederländische See in den letzten Dezennien allenthalben durchkreuzte, anders geworden und ob sich der holländische Geist im mindesten daselbst geändert? Nein! Wir kommen daher immer und immer wieder auf Confucius' Motto zurück: „die grössten Weisen und die grössten Narren ändern sich nie und bleiben sich gleich" — ausser . . . . . Indien würde seine jetzigen Colonisten abschütteln, wie der Pudel die Flöhe!

In Buitenzorg befindet sich auch eine recht anständige, bei 6000 Zöpfe zählende chinesische Colonie, meist sehr wohlhabende Leute, die den Rest ihrer Tage in Buitenzorg zubringen, nachdem sie während ihrer Jugendzeit an der Küste gehörig Opium geschmuggelt und mit Opium geschwindelt haben. Dass die Mitglieder dieser Schmuggler-Colonie, weil sie zu schlau angefangen und desshalb mit der Zeit reich wurden, von Indo-Batavern und ausländischen Krämern nun tüchtig hofirt und

als Nabobs fetirt sind — wird Jeder, der mit den sociellen Verhältnissen auf den overzeeschen Neederlandischen Bezittingen einigermassen vertraut ist, ganz klar und in der Ordnung finden! —

Während wir die Chinesen gelbe Leute nennen, nennen uns die Malayen ganz richtig gelbe Menschen.

Der Indianer Amerikas nennt den Europäer Blassgesicht, der Europäer aber sich selbst zum Unterschiede von den Rothhäuten einen Weissen. Wie kommt das?

Die Javaluft verwandelt bald die frische gesunde Farbe des Ankömmlings in ein kränkliches, erdfahles Colorit. Die Hautfarbe hat etwas ekelhaft Kränkliches, welchem die Meisten mit leckeren französischen Wynen, Receptie-Bieren und Sydenhamer entgegenzuarbeiten trachten, aber — vergebens.

Dieses typhusartige gelbe Colorit wird aber um Nase, Schläfe und Stirn so intensiv, dass es sich kein Bewohner des himmlischen Reiches besser wünschen könnte und die Aussage Jener zu bestätigen scheint, welche die Holländer zu den Chinesen Europas rechnen, unter deren bezöpfte Stammverwandte Disraeli, Esquire, M. P. (in seinem Werke, *New-generation*, pag. 301) auch noch die Oesterreicher mit hineinzählt, ohne dass letztere je die Nothwendigkeit eingesehen hätten, sich erst in den

Tropen die gelbe Haut oder gar den mongolischen Zopf abzuholen.

Prächtig macht sich die Aussicht von der Veranda des Hôtel Belle-vue in Buitenzorg nach dem Gunong-Salak, der seiner äussern Configuration nach, von Weitem mit „la femme blanche", jener Vulkangruppe nemlich Aehnlichkeit hat, welche das Thal der mexikanischen Hauptstadt so herrlich ziert und feenhaft umringt.

Es ist kein Reisewerk, selbst das der Novarra-Expedition nicht, deren Mitglieder sich nur sozusagen einige Stunden auf Java aufhielten, — welches nicht seine Bewunderung über Salak und Godeh, über die Vegetation und Boghor, über Hôtel Belle-vue und Malayen, über Genèvre, Receptie-Bier und Nassi-Frass ausspricht!

Hat man aber wirklich einigen ästhetischen Sinn, der dem schönen Geschlechte heutzutage so abhanden gekommen, so kann man wahrhaftig nach einer Curry-Mahlzeit, wenn der Koch des Hotels in guter Laune war, — das geheimnissvolle Rauschen des Wassers des Fji-Baches (welches von dem Gunong-Salak herunterfliesst und in einer breiten Kluft, gerade am Fusse des Hôtel Belle-vue, als „Dschurang Tschiopu" langsam seinen Weg nach den Batavischen Sumpfnestern zu nimmt), mit einer gewissen Bewunderung belauschen, zumal

wenn braune nackte weibliche Gestalten in unaffectirten natürlichen Bewegungen ihre schön gebauten Hüften, welche durch keine künstlichen griechischen Posterieurs vergrössert zu werden brauchen, im Wasser auf- und niedertauchen.

All' die Einwohner, chinesischer und malayischer Dörfer, jung und alt, Kinder, Weiber und Greise, vollbringen ihre täglichen reichlichen Ablutionen daselbst und werfen zu allerletzt, ganz ungenirt, ihren Mist hinein (durch Alaun gereinigt, dient dieses so geschwängerte, dem Meere zufliessende Wasser den Batavern als Getränk).

Ich habe recht zimperliche Holländerinnen auf Java sich äussern gehört:

„Ich trinke nie Regenwasser, am liebsten Kali-Wasser" — (natürlich nicht das pharmazeutische Kali oder gar Cyankali, in welchem besonders die verliebten Wiener Mädchen excelliren).

Im Batavier Jargon, — eine Verhunzung der ursprünglichen malayischen Sprache, eine Mischung des Javanischen, Malayischen, Chinesischen, Portugiesischen und Holländischen, ein wahres Jargon der Galeeren-Sträflinge Toulons — bedeutet Kali-Wasser nichts anderes als Fluss-Wasser (Kali = Fluss).

Diese reinen Holländer, deren Reinlichkeit sprich-

wörtlich sein soll, trinken oft ganz so wie die Malayen dieses schlammige, ammoniakalische mit allem möglichen Unrath vermengte Kali-Wasser ohne Alaun, als ob es das herunterrieselnde Quellwasser de l'Argentière des Mont-Blanc wäre. Nachdem sie es in japanischen Töpfen aufgehoben, im strengsten Falle mit einem gebrannten glühenden Ziegel getauft (den sie stundenlang darin liegen lassen), oder nachdem sie es durch Sandkrüge filtrirt haben, trinken es nur — die Nüchternsten.

Freilich ist das erste Regenwasser, welches zur Regenzeit herunterfällt, voll mit Gasen geschwängert (während mehrerer Monate in der Atmosphäre suspendirt), die dasselbe zum Trinken unbrauchbar, sogar schädlich machen, — nach den ersten Regentagen jedoch ist es anders und gibt es, aufgefangen und filtrirt, ein köstliches Getränk ab. An prächtigen Filtrir-Sandsteinen und Filtrir-Apparaten fehlt es nicht.

Wie weit die Reinlichkeit auf Kosten der Geruchsorgane getrieben wird, davon ein wahres Curiosum! Ersuche aber die „Regio olfactoria et respiratoria" momentan zu verstopfen, um einem Cabinets-Schnupfen vorzubeugen, da ich letztern Ort auf Java schildern will.

Was machen in letzteren Localitäten diese Batterien ausser Dienst gesetzter und mit Wasser gefüllter Bass-Ale- und Rheinwein-Flaschen? Vergebens suchen die im Hôtel Neuangekommenen nach Papier und Zeitungen,

man weist sie auf das Schweiss und Erythem vertreibende Wasser nach Landessitte hin. Ebenso thun es die Inländer. Nur haben Letztere, im Kaliwasser badend, genügendes nasses Element, um rein und geruchlos aus demselben herauszutreten, was Einem zu Hause wohl nicht leicht möglich ist.

Ich hatte, ins Zimmer zurückgekehrt, gut mit Seife und Peru-China-Balsam die Hände waschen, reiben und scheuern, es blieb immer jenes gewisse Etwas zurück, das uns Erdenkinder charakterisirt.

Warum die Indo-Bataver, welche so hartnäckig in früheren Jahren die Hutmacher vernachlässigten, nun sich um so eifriger der Handschuhkrämer annehmen, war mir jetzt leicht begreiflich.

In der That haben die Handschuhhändler im Archipel vollauf Arbeit!

„Hélas", rief ein russischer Fregatten-Officier, der mehr Hände in aristokratischen Kreisen geküsst, als Araber und Mexicaner Fave (Saubohnen) oder Frijolitos gegessen, und das blosse liebliche Händchen, welches ihm von einer holländischen Dame zum Küssen kokett gereicht wurde, bewunderte: „Hélas! ses mains mignonnes ne sentent pas toujours la rose, ni le muguet, ni le jasmin!!"

Manche holländische Mamsell, die nach dem Archipel kömmt, um Fortuin zu machen, gafft die braunen Gestalten, welche nackt in dem schlammigen Kaliwasser sich baden, zuerst erschrocken, dann verblüfft und entrüstet, dann verwundert, später durch die Finger vergnügt an, um zuletzt die ganze Scene höchst komisch oder gar reizend natürlich zu finden. Einige weisse Venuse, deren Liebesfeuer durch diesen offenen Anblick und feurigen Ciavi Paprika erwacht, treiben es sogar weiter und wollen sich um jeden Preis von dem Muskelspiel und der elastischen Kraft dieser fremdartigen Race tête à tête überzeugen, um allmälig — horribile dictu — nicht nur mit den Anthropo- und Ethnologen über das Ebenmass der Glieder übereinzustimmen, sondern sogar die Fratze der Malayen schön zu finden, welche sie ohne weiteres mit vielen enthusiastischen Reisenden *d'accordo* der kaukasischen vorziehen.

Welcher Einwohner von Batavia, welcher Colonist im Archipel erinnert sich nicht dabei des scandalösen Processes jener Holländerin (im Jahre 1869—70), welche ihren Mann ermordet, und vor den Assisen öffentlich ihre Abentheuer mit malayischen Dienern, Köchen, Kutschern, Wasserträgern, Abtrittsreinigern so ungenirt hererzählte, als ob es sich nur um Mode-Differenzen handelte!

Wenn ich Fratze sage, so habe ich Recht, denn der Malaye kann wahrhaftig, was Schädel und Gesichtsknochen,

Profil und Ausdruck des Ganzen anbelangt, nicht auf Schönheit Anspruch machen.

Man braucht nur so einen viereckigen Schädel, so eine eingedrückte breite Nase, solche hervortretende Backenknochen, negerähnlich aufgewulstete Lippen, zwischen denen nicht blendend weisse Zähne, sondern künstlich zugefeilte, in einer mit Siri purpurroth gefärbten Mund-Höhle eingekeilte schwarze Zahnstümpchen hervortreten, einmal gesehen zu haben, um von der Richtigkeit der Aussage vollkommen überzeugt zu sein. Welche Geräumigkeit der Kauwerkzeuge, welche Frassgier; sie haben Vieles mit den Haifischen gemein, denen die Chinesen Javas sogar die Mutterkuchen ihrer eben niedergekommenen Weiber zum Opfer bringen, aus lauter heiliger Scheu und Ehrfurcht.

Mag der Malaye in seinem leiblichen Typus den Papua-Negern und Neu-Holländern in der Racen-Scala voranstehen, viel schöner ist er desshalb noch lange nicht; „wohl oft lekker", bemerkte eine Indo-Bataverin ihrer erstaunten aus Amsterdam eben angekommenen Freundin.

Das concubinartige Leben mit einem in socieller wie geistiger Beziehung weit unter sich stehenden oder gar einer fremden Race angehörenden Wesen

ist man so ziemlich überall, auf Java wie anderwärts gewöhnt zu sehen.

Die hocharistokratische Gesellschaft des alten Continents, von den herrschenden gekrönten Häuptern an bis zu der rein nur mittelst Geld neugebackenen Baron-Puppe, stellen ein genügend grosses Contingent an Abentheurern und Abentheurerinnen, wo spröde bigotte Damen, in ihrem Rufe unantastbare Wittwen, für keusch gehaltene, sogar als solche bei der löblichen Polizei inscribirte Jungfrauen, mit ihren Lakaien in einem intimen Verhältniss ertappt wurden! Ueber all' dies zuckt nicht einmal die Gesellschaft die Achseln.

Strafbarer aber ist ein europäisches Weib, welches, alle Racen-Vorurtheile mit Füssen tretend, sich öffentlich in die Arme eines dunklen Mannes als seine rechtmässige Ehehälfte geworfen. Ist es Liebe? Ist es jener Sinnenrausch, der alle Rücksichten über den Haufen wirft, jene Betäubung des ganzen psychischen Ichs, das alles aufopfert, um mit jenem für ewig sich zu verbinden, mit dessen Seelenleben man sich für ewig vereint dünkt?

Wollen wir es offen gestehen? Nein! Es sind ganz gewöhnliche finanziell-speculative Interessen, die sie zu einer solchen ehelichen Verbindung getrieben, weshalb wir auf solche Verbindungen auch mit einem gewissen unüberwindlichen dégoût blicken, dessen sich auch der

vorurtheilsloseste Mann im Auslande nicht entschlagen kann.

Anders mit der Eigenthümerin des Hôtel Belle-vue, — auf Buitenzorg!

Obwohl seit ihrer Jugend auf Java, hatte sie sich doch lieber an den kaukasischen Stamm gehalten und wollte von jenen Racenstudien nichts wissen, welche den Malayen mit zur kaukasischen Race rechnen. Sie hatte sich, nachdem ihr Wittwenstand interimistisch unterbrochen, endlich in einen italienischen Atleten, der vor Jahren mit einer Reitergesellschaft auf der Insel Java sich producirte, verliebt und ihn in seiner luftigen akrobatischen Carrière aufgefangen. Sie war wenigstens offen, liebte keine hypokritischen Umtriebe. Ich habe sie nicht nur als eine liebenswürdige, sondern auch als eine herzensgute, für ihre Jahre schöne Frau kennen gelernt, wobei mir aber weniger ihre reife Schönheit, die einem Andern gehörte, sondern lediglich ihr freundliches, theilnehmendes, offenes, ceremonieloses Benehmen auffiel, das ich ausschliesslich dem Umstand zuschrieb, dass sie keine Holländerin war. — Carlo hiess der auserwählte Italiener.

Carlo, obwohl ein gewöhnlicher Akrobat, war doch kein gewöhnlicher Mensch, und besser erzogen als mancher europäische Krämer in Batavia. Ein offener,

redlicher Charakter, der es liebte, wie ihm um das Herz war, so von der Leber weg auszusprechen, das ceremonielle Steife, welches in so hohem Grad dem Holländer eigen ist, von Herzen hasste, wodurch er sich mehr Feinde als Freunde zuzog, und sicherlich mit dem Resident-Assistenten (dem Polizeidirector der Residentschaft) in allerlei mögliche Verdriesslichkeiten sich hineingearbeitet hätte, wäre er nicht unter der kräftigen Aegide von Madame Gr . . . . gewesen, die für ihn mit Leib und Seele und mit der ganzen Liebesgluth einer an Jahren schon vorgerückten Matrone all' das holländisch-pedantische Donnerwetter zu rechter Zeit von ihm zu pariren wusste.

Dafür war aber auch Carlo dankbar und behandelte sie mit einer zärtlichen Zuvorkommenheit, welcher die Wittwe freilich den ceremonielosen Ausbruch seines italienisch ungestümen Blutes öfters vorgezogen hätte, was der Genuese jedoch lieber jüngern, wenn auch dunkleren Venusgestalten zu Theil werden liess! —

Aber nirgends fand ich mich besser und gemüthlicher aufgehoben und versorgt, munterer und glücklicher, als in dieser kleinen Familie, die verschieden von allen andern holländischen Nachbarn ganz friedlich mit einander lebten, im wahren irdischen Paradies Hôtel Belle-vue.

„Per Bacco, ich fühle mich heute besonders glücklich, so fern und so viele Jahre weg von der Heimath,

endlich wieder heimathliche Laute klingen zu hören. Eine wahre Rarität für Java, wo es sogar italienischen Orgelspielern und Gypsfigurenverkäufern nicht im Schlafe einfällt sich herumzutreiben; ich bekomme immer ein gewisses gastrisches Unbehagen, wenn ich diese Gurgellaute an der Tafel radebrechen höre, worin ich als Laie nichts Anderes entziffern kann als: God verdamme, Onmogelijk, waraachtig und leker . . . . Glaubt man den Holländern, so ist das Holländische die schönste Sprache der Welt!" sagte mir Carlo nach dem Abendessen.

„Sie müssen doch in den vielen Jahren Ihres Hierseins geläufig holländisch sprechen?"

„Ganz so, wie mein Nachbar, der Butterfabrikant, hoch da oben im Gebirge, italienisch. Er war fünf Jahre in Parma, um herauszufinden, dass der Parmesaner (Käse nämlich) den holländischen nicht übertrifft, und platzt seit seiner Rückkehr auf Java nicht mehr mit „God verdamme", sondern mit „per Diosanto" und „per Bacco" heraus. Aber um von einem Punkte zum andern zu springen, ich wollte Sie sehen, um, wie versprochen, beim prachtvollen Mondschein einen kleinen Spaziergang zu machen. Es thut mir leid, dass Sie sich gelangweilt haben, es ist das Hôtel gerade heute voll Reisender, die sich nirgends besser als bei Carlo befinden, der sie auch versteht und sie auch zu tractiren weiss."

„Beruhigen Sie sich nur, wie kann man sich unter dem Eindruck so fremdartiger Panoramas langweilen? Und dann athmet man in Ihrer „Villa felice“ etwas Heimathliches . . . . .“

„Welch' bezaubernde Mondnacht!! . . .“

Unter diesen und allerlei anderen Gesprächen waren wir in's Freie gekommen und wandelten eine Zeit lang längs dem Parke des General-Gouverneurs, der im Jahre 1817 durch den Baron *van der Kapellen* in einen prachtvollen botanischen Garten umgewandelt wurde; die Alleen draussen bestanden aus riesigen Bäumen, welche die Landstrasse beschatteten; links und rechts von schönen schweigenden Villas geziert, machten sie bei dem tropischen Mondlichte, welches durch die vielfarbigen Blätter hindurchschimmerte, einen lieblichen, wenn auch höchst melancholischen Eindruck.

„Ich habe Sie heute nicht viel in Anspruch nehmen wollen,“ sagte mir der Genuese, den Schattenumriss seiner Figur im weichen Boden mit seinem Bambus-Stock eingravirend, — „weil ich Sie im Parke zwischen den herrlichen Gruppen tropischer Pflanzen wusste, ... ich weiss, dass studirte Köpfe, wenn sie einmal drinnen sind, nicht so leicht wieder herauskommen, — ist also auch nicht meine Schuld, wenn Sie erst spät am Nachmittag Ihren Lunch suchten und ihn von unserem hun-

gerigen, mit einem Dutzend Kindern gesegneten Koch weggestohlen fanden."

„Hat Nichts zu sagen, Carlo, die Hauptsache ist, ich fühlte mich wieder einmal einige Stunden glücklich, und diese tropischen Gewächse kamen mir wie vergessene, verlassene Freunde vor, zwischen welchen ich in Reverien versunken von vergangenen Tagen schwärmte!

Hier Cactusarten, welche mich lebhaft an die mexikanischen Llanos und Savannah erinnerten, dort Tamarinden-Bäume, Bananen, Bisan-Gebüsche aus der Südsee, dort amerikanische Riesengewächse, wahre Prachtexemplare, dann Kokuspalmen, Fächer-, Zucker-, Arenga- und Dattel-Palmen in unzählbaren Arten, Muscat und Nelken!"

„Und jene zwei Riesenbäume, deren erhärteter Saft den Kautschuk liefert."

„Die zwei Ficus elastica meinen Sie?"

„Ich kenne alle gelehrten Ausdrücke nicht, weiss aber in meiner Einfachheit ganz wohl die Pracht dieser tropischen Vegetation zu schätzen, welche die Schönheit unseres Giardino d'Italia himmelweit übertrifft."

„Ein wahres Paradies, wenn nur die Menschen nicht gar so kleingeistig, kleinstädtisch, verschroben und beschränkt, engherzig und gefühllos wären!"

„Die findet man überall!"

„Aber nicht in solchem Superlativ wie hier."

„Ich, von meinem kleinen prosaischen Standpunkt

aus, zöge das herrliche Einkommen unseres General-Gouverneurs bei Weitem allen diesen Naturschönheiten vor. Welch ein Leben hat dieser Mann, der nach seiner vierjährigen indischen Laufbahn bei 1½ Millionen Frcs. einsteckt, dabei ein prachtvolles, sorgenloses, ungeschorenes Leben geniesst und in einem wahren Eden wohnt."

„Prachtvoll, mag sein, aber nicht sorgenlos! Glauben Sie ja nicht dem Schein, lieber Freund. Kommt ein Kummer über ihn, so muss er im Drange der Angelegenheiten denselben unterdrücken, wir aber sind davon befreit, wir können all' dem Trost, Leid und Schmerzensäusserung freien Lauf lassen. Andererseits ist Alles nicht so weit her mit seiner ungeschorenen Existenz; sowie ich vernommen, hat man auch mehr als einmal Attentate, Europäer wie Eingeborene, auf das Leben Sr. Excellenz gemacht."

„Und was das Schlimmste ist, nicht nur von Seiten der Malayen, sondern seitens der Söldlinge selbst, auf deren Schutz die Regierung sich stützt. Söldlinge, sage ich, unter welchen die Schweizer sich am meisten compromittirt haben, da sie, Dank dem unabhängigen freien Geist, der überall in ihrer Heimath weht — am meisten über das schonungslose Benehmen und über die Enttäuschungen empört waren, die sie auf Java erwarteten."

„Sie sehen also, lieber Carlo, dass eine derartige vierjährige Existenz in Angst und banger Erwartung

einer endlichen baldigen Erlösung, kein besonderes Glück oder Vergnügen ist. Zudem bringt ihn eine wahre Dispepsie um, die er, selbst nach Holland zurückgekehrt, nicht mit allen Pepsinpräparaten zu vertreiben vermag. Sie würden gewiss nach einer solchen monotonen, abgeschlossenen Existenz, selbst in diesem Feenpalaste, wo aller Augen auf Sie gerichtet, aber auch im Geheimen mancher Dolch gegen Sie gezückt ist, sich sofort wieder in Ihrem einfachen aber romantischen Kämmerchen dort oben im Hôtel Belle-vue, mit der majestätischen Aussicht auf den Fji-Fluss und auf die badenden braunen malayischen Venuse, von denen Sie, wie ich weiss, kein besonderer Feind sind, verd.... glücklich schätzen!"

„Was wollen Sie, der Mensch ist eben nie zufrieden!"

„Aber, um auf die Schätze zurückzukommen, kein Eingeborener beneidet den Gouverneur darum, da die Natur ihm ja noch grössere bietet — z. B. unter Anderm die schlanken Bambus, ein wahrer Segen für das Land, die zwar derselben Pflanzenfamilie angehören, wie unsere Gräser, aber schenkeldick oft die Höhe von 70 Fuss in ganz niederen Breiten erreichen! Sie ist dem Javaner, was der Mageuy (Agave Americ. Linné) dem Mexikaner, der Taro dem Polineser Oceaniens, das Rennthier dem Lappländer ist."

„Sie nähren und kleiden sich davon ..... aber

hier kommen wir ja zum Kampong-China (so werden die chinesischen Ansiedlungen auf Java genannt), lassen wir die Rennthiere, Lappländer und Mexikaner bei Seite und schauen wir einmal diese Einwohner in ihren Eigenthümlichkeiten genauer an! Sie können mir darüber so Manches sagen.

Hierauf schwenkten wir in eine Seitengasse ein, wo seltsame Töne eigenthümlicher, aus Holz, aus Bronce und Messing scheibenartig geformter topfähnlicher Musikinstrumente erschollen: *Gamelangs* und *Gonggongs*, auf welchen braune halbnackte Gestalten mit Händen, Fäusten und Bambustäbchen in monotonen Rythmen ihre inländischen Melodien klopfend zum Entzücken unseres Trommelfells herunterleierten. Bajaderen, öffentliche Tänzer, verschroben hier ihre Körpertheile.

Jeder Mensch, ich bin es fest überzeugt, wird mich rein auslachen, wenn ich bei dieser Gelegenheit behaupte, dass ich für die Dauer — wo tagelang, wie z. B. in China, Java, Oceanien, während irgend einer Feierlichkeit ununterbrochen musicirt wird — die eingeborene Musik, und wenn es auch das Schrille der chinesischen einsaitigen Geigen à la Paganini, das Düstere der polynesischen Calabassen-Trommel ist, den Symphonien Donizetti's, Verdi's und Mozart's vorziehe. Ich sage es dreist heraus,

die himmlischen Töne aller dieser Componisten und Meister mögen noch so schön, noch so herrlich, noch so gottvoll den Sterblichen entzücken, tagelang ununterbrochen angehört, werden sie in hohem Grade weniger gemütherregend, als höchst langweilig und unausstehlich! Jene inländischen einförmigen oder dumpftonigen, mehr melancholischen als frohen Laute des Gamelang und Gonggong haben die entgegengesetzte Wirkung! Je mehr man sie anhört, auch wenn man dabei einschläft, desto mehr fühlt man sich von diesen eigenthümlichen Sirenenlauten eingelullt, es ist wie das monotone Murmeln eines Baches, das sanfte Plätschern einer Quelle, das Rauschen eines fernen Wasserfalles!

„Gewiss eine Hochzeit," bemerkte ich.

„Nein, es ist ein Sterbefall, und in diesem Toko (Fragnergewölbe, in welchem, wie in allen Tokos auf Java von A bis Z, Alles zu himmelschreienden Preisen käuflich ist) ist die Leiche ausgesetzt."

Der *Toko*, in welchem Schnaps, Kerzen, Stiefel, Papier, Fette, Bücher, Champagner, Bibeln, Paul de Kocks, Pelze, Cognac u. s. w. noch vor wenigen Tagen auf Käufer warteten, war jetzt von weinenden Weibern und Bettlergestalten zum Erdrücken gefüllt und mit weissem Caliko überzogen.

„Das ist jetzt schon die zweite Woche, in der die Leiche ausgestellt bleibt," sagte Carlo — „muss ein reicher Chinese sein."

„Woraus schliessen Sie das?“

„Wenn das nicht der Fall wäre, hätte man die Ueberreste schon längst hinausgeschmissen; ein nur wenig bemittelter Angehöriger andererseits könnte selbstverständlich nicht wochenlang Musikanten, Freunde, Nachbarn und Bekannte mit Schmaus und Tanz tractiren, wie dieser es zu Ehren des Todten thut.“

Eine näselnde Sopranstimme unterbrach meinen eifrigen Cicerone mit so weinenden, Mark und Bein durchdringenden Klagetönen, dass man unwillkührlich zum Mitleid gerührt werden musste. — Neben der Leiche war Schweinefleisch, Reis und allerlei Früchte und Gerichte aufgestellt.

„Krokodilsthränen, welche das Weib des Verstorbenen nach jeder Mahlzeit zu vergiessen verpflichtet ist“ — erklärte mein Begleiter, „und da man den lieben langen Tag fast ununterbrochen isst, so hört gleichfalls das Weinen nie auf. Sehen Sie einmal diese Malayin, die Sie durch Weinen fast zu Thränen gerührt, wie sie sich jetzt rückwärts bückt und sich mit ihrem Nachbar, der sich krumm und fett anfrisst, schier zu Tode lacht, um einige Minuten danach sich die Augen neuerdings mit Knoblauch und Zwiebel zu reiben, damit die dadurch ausgepressten Thränen das Weib zum neuen Anrufen der Manen des Verstorbenen anspornen.“

„Das wundert mich weniger, weil man in der ganzen

Welt mit mehr oder minder ceremoniell-phantastischen Produktionen an der Leiche des Dahingeschiedenen, altherkömmlichen Sitten und Gebräuchen fröhnt. Was mich hier in diesem speciellen Fall interessirt, ist, dass vom Standpunkte öffentlicher Hygiene bei einer so intensiven, so ausserordentlichen Tropenhitze und bei der starken chinesischen Bevölkerung, die hier allenthalben in engen Räumen zusammengepfercht, das Ausstellen der Leiche wochenlang polizeilich erlaubt sei. Ja, wenn es der kleinste Theil der hiesigen Bevölkerung, die wohlhabende Classe der Europäer z. B. mit ihren luftigen Häusern auf isolirten Plätzen wären! Aber die auf enge Räume in den ungesundesten, mit Menschen überfülltesten Stadtvierteln angewiesenen Chinesen, — das heisst doch zu weit mit jener Indolenz gehen wollen, welche sich die Holländer zum politischen Princip im Archipel desswegen gemacht, um die verschiedenartigsten religiösen Formen aller dieser Menschenracen, welche sich hier vom Schicksale zusammengewürfelt sehen, zu dulden und zu schonen."

(Manche werden mich fragen: „Bleiben denn nicht auch in manchen europäischen Staaten gegen Bezahlung die Cadaver zwei bis drei Tage ausgestellt?" Richtig! Das sind aber zwei bis drei Tage und nicht zwei bis vier Wochen, und geschieht dies unter dem Einfluss ganz verschiedenartiger klimatischer Verhältnisse höherer Breiten, und nicht am Aequator! —

Hätten sich je die Hunde in den Polarregionen mit den sogenannten vorweltlichen Thieren (dem Mammuth-Fleisch) ernähren können, wenn dort, wie in den Tropen, dieselbe Zersetzungs- und Zerstörungskraft obgewaltet?

Selbst die Häuptlinge der Südsee-Insulaner, welche mit Prostitution, Ausartungen aller Art und dem unvermeidlichen Hula-Hula die mehrwöchentliche Leichenfeier halten, haben die Carcasse in untern Räumen verborgen, um nicht die im Leichenhause sich producirenden Tänzer und Tänzerinnen in ihren lugubren Todes-Ceremonien durch höllischen Verwesungs-Gestank einigermassen zu belästigen.)

„Verbrennt man aber nicht in Britisch-Indien massenhaft die Leichen der Verstorbenen, welche sicher weit und breit hin nicht den angenehmsten Geruch verbreiten?“ frug der Genuese.

„Ja, aber an eigens dazu angewiesenen, von der Stadt und den Wohnungen entfernten Stätten, und nicht mitten drinnen; auch dauert das Verbrennen selbst und der dadurch verursachte ausgebreitete Gestank nicht wochenlang, wohlbegreiflicher Weise. Nach all' dem ist es ein Verbrennungs-Process. Ich muss rein zur Schlussfolgerung kommen, dass die Leute hier in Java sich zuviel auf die conservative Wirkung der Kohlensäure verlassen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Haben Sie nichts von der Stickgrotte — das sogenannte Todtenthal — auf Java gehört (im Dienggebirge *Pakaraman*)?“

„Wie oft!“

„Wo, wie Sie wissen werden, durch die Ausströmung gasförmiger Kohlensäure, die sich am Boden (wie in der bekannten Hundsgrotte in Neapel und in der Dunsthöhle von Pyrmont) sammeln, alle sich dahin verlaufenden Thiere, wie Tiger, Schweine, Hunde, sofort crepiren.“

„Und zuweilen auch Menschen.“

„Sei es, wie jene javanische Leiche es beweist, die zum Resultate interessanter Beobachtungen führte.“

„Ah! jene, die Junghun im Todtenthal gefunden?“

„Dass nämlich trotz der Tropenhitze, trotz dem feuchten Klima die Leichen oft jahrelang dem Verwesungsprocesse widerstehen, wie Junghun die eben erwähnte javanische Leiche zwei Jahre später ganz unversehrt fand.“

„Wo ist der Zusammenhang mit unserem Chinesen hier?“ lachte ungläubig Carlo.

„Warten Sie, ich komme zur Sache! Freilich ist in dem undurchdringlichen Waldgürtel an der Küste Javas selbst keine kohlensaure Gasquelle als Folge von vulkanischer Thätigkeit vorhanden, aber immerhin sind die Ausdünstungen der enormen Pflanzenwelt beträchtlich genug, um hie und da das rasche Umsich-

greifen des Feuers bei Waldbränden zu vereiteln — natürlich bei Wiesenbränden im Freien nicht — beträchtlich genug, sage ich, um vielleicht die Verwesung der Organismen zu verzögern. Dann, nur dann allein wäre eine kleine haltbare Entschuldigung da für unsere chinesische Leichenceremonie, aber selbst dann nicht", fuhr ich scherzend fort, „denn erstens leben wir nicht mitten in solchen Wäldern, sondern in Städten und Plätzen, wo ringsherum der Boden cultivirt ist; zweitens, wenn auch — so beschränkt sich durch die nicht hinreichende Kohlensäure-Menge diese Verzögerung des Verwesungs-Processes sicherlich nur auf kurze Zeit."

„Glauben Sie ja nicht, dass die hier Betheiligten umsonst diese Leichenfeier verrichten, die Regierung wird dafür bezahlt, und zwar von dem wenigst Bemittelten mit 1 fl. per Tag. Sie werden, wenn Sie hier bleiben, noch drolligere Dinge sehen, jetzt aber schauen Sie sich jene Primadonna an, welche nahe der Leiche debutirt, sie verzehrt täglich ein grösseres Quantum Knofel, als eine halbe Compagnie eingefleischter Kroaten, und mit ihrem Hauch allein könnte sie unsere italienischen Theater della Scala und S. Carlo so einparfumiren, oder besser gesagt, verpesten, dass der ganze Patschouli mailändischer und napolitanischer Parfumeure die Damen vor und hinter den Coulissen vor einer Ohnmacht nicht sichern würde."

„Diable, das hätte ich diesen kleinen braunen Taglionis gar nicht angesehen, so zierlich sind sie; sie haben ja Juwelen an sich, um einen Aushängekasten in Broadway damit zu schmücken. Wirklich ein wahrer Schatz — wenn sie nämlich ächt wären!“

„Sie irren sich, wenn Sie glauben, dass durchgehend die javanischen Tänzerinnen falschen Schmuck tragen. Alle diese Java-Zigeunergesellschaften, sollen sie bei irgend einem reichen Chinesen oder Malayen ihre Tänze aufführen, bekommen für die besten Tänzerinnen allerhand Schmuck, wie Diamanten und Edelsteine in Form von Diademen, Bracelets, Schnüren, Ringen, aber nur für den betreffenden Abend, wofür natürlich auch ein gewisses Geld an chinesische Schacherer gezahlt wird, die trotzdem die Vorsicht nicht ausser Acht lassen, um Prestidigitateur-Streichen vorzubeugen, durch vertraute Männer alle Bewegungen der damit geschmückten Tänzerinnen genau beobachten zu lassen und nach beendigter Ceremonie die Juwelen dem Eigenthümer zurückzubringen.“

Ein Höllenlärm draussen zog plötzlich unsere Aufmerksamkeit auf sich; eine malayische Wache hatte, obwohl sonst nie ein Dieb den andern fängt, diesmal

mit ihrer eigenthümlichen Waffe (einer im natürlichen Dreieck aus dem Zweige eines Baumes geformten Mistgabel, deren zwei Ausläufer mit nach einwärts gerichteten, daran geflochtenen stumpfstacheligen Ruthen zwar das Hineingleiten des hineingedrängten Halses, aber nie das Herausschlüpfen desselben bei derselben Zugkraft erlauben) einen bekannten dunklen Gauner eingezogen. Das erinnerte mich an jenen Fall, wo ein bairischer Söldling, in etwas benebeltem Zustand damit gefangen, statt durch Ziehen nutzlose Befreiungs-Versuche zu machen und seine Zeit zu verlieren, schlauerweise den Mann mit sammt der Gabel schleunigst an sich riss, den Kopf aus der Gabel blitzschnell herauszog und mit dieser phantastischen Waffe dem ganzen zu Hilfe geeilten malayischen Patrouille-Corps in einer eben nicht für die Schulterknochen dieser braven Vertrauens-Männer gewohnten Weise so aufwartete, dass sie die Waagen-Loopers an Schnelligkeit ihrer Vorwärtsbewegung übertrafen.

Die malayische Nachtpolizei mit ihren grossen Stöcken und Mistgabeln an den Strassenecken der inländischen Kampong postirt, ist bei dem angeborenen Hang der Malayen zum Stehlen sehr zweckmässig, und zweckmässiger noch, dass letztere Abends aus ihren Quartieren in die europäischen Stadttheile ohne Ausgehpass, Parole und Laterne gar nicht ausgehen dürfen.

Diese Massregel hat factisch ihre schöne Seite, und

gewähren die Eingeborenen mit ihren Laternen zur Nachtzeit zum Unterschied von Diogenes einen lebhaften, höchst pittoresken Anblick! In den Strassen und beschatteten Alleen javanischer Städte und Ortschaften sieht man nämlich Irrlichtern ähnlich zahllose leuchtende Punkte auftauchen und verschwinden, sobald die Abendfinsterniss eingetreten; finstere schweigende Gestalten mit buntfarbigen chinesischen Papierballons ziehen längs den endlosen Baumreihen, — die Stille nur unterbrechend, wenn sie eine Wache passiren.

Dieses Laternengesetz ruft in meinem Gedächtniss wiederum eine gewiss nicht minder originelle Verordnung des einarmigen kaiserlichen Platz-Commandanten „La Torre“ in Akapulko (an der pacifisch-mexikanischen Küste) wach.

La Torre, der bekannte Haudegen, hatte ebenfalls im Monat Oktober 1865 den braven Bewohnern dieses kleinen, zwischen nackten Sandfelsen gelegenen Hafens Akapulko, in dem nur die ausserordentliche Menge Haifische zu bewundern ist, strengstens untersagt: nach Sonnenuntergang *ohne* Laterne auszugehen. Jeder im Finstern Daherwandelnde werde als Rebell angesehen und von den herumstreifenden Patrouillen schonungslos niedergeschossen werden — so lautete die Tages-Ordre!

Alvarez, seines sanften Charakters und seiner engelsguten Gemüthsdisposition wegen, wie früher erwähnt,

la Pantera del Sur, die südamerikanische Tigerkatze genannt, der mit seinen Guerilla-Schaaren Akapulko von den Nachbarhügeln belagerte und auch innerhalb der Mauern zahlreiche Anhänger zählte (besonders Amerikaner, die ihm Alles zuschickten) liess durch deutlich geschriebene Plakate, (wie gewöhnlich auf räthselhafte Weise am folgenden Morgen an den Strassenecken angeklebt gefunden) bekannt geben, dass jede ambulante nächtliche Laterne zur Zielscheibe der Kugeln seiner braven Anhänger werden wird, die mit wahrem Vergnügen die so beleuchteten Vaterlandsverräther, gemeinen Hunden ähnlich, in's Jenseits zu expediren sich die Ehre geben würden.

Tags darauf war ganz Boghor in Aufruhr, aber durch keine politischen, sondern — durch sociale Motive, durch sittliche Entrüstung.

Im botanischen Garten liefen diesen Morgen wie toll Ambtenaare, Zwiebelsetzer, Parkausfeger mit Stöcken und Waffen hin und her, als wollten sie eine Schlacht liefern.

Zwei übermüthige Albionssöhne, die noch vor Sonnenaufgang sich weniger die Pflanzen, als andere edlere Organismen besichtigen wollten, waren nach langem Wan-

dern zwischen Palmen- und Bisamgruppen, zwischen Aloe- und Muscatgewächsen endlich an jenem Teich angelangt, wo die holden Blondinen, die Töchter des General-Gouverneurs, ihren zarten blendendweissen Körper, Nayaden ähnlich, in das frische Bassinwasser tauchen wollten, um in gewohnter Weise zu plätschern und zu tändeln. Sie hatten nicht die geringste Ahnung, dass zwischen Gebüsch und Zweig liebesglühende Augen all diesem kleinen kindlichen Treiben höchst gespannt zusahen.

John Bull schnaufte, vergass Lage, Stand und Geschlecht, dachte Sabinerinnen vor sich zu sehen, welche wollüstig den mächtigen Nacken ihrer Verführer umklammern würden, die sich aber von den Beefsteaksfressern nicht so ganz gutmüthig — wie jene des Alterthums — den Raub mir nichts dir nichts gefallen liessen.

Einige, den Gehörnervenapparat bis zu seinen feinsten Cortischen Fasern-Verzweigungen erschütternde, die ganze Gefiederwelt des Parkes aufschreckende Schreie, welche der angestellte Botaniker für die Stimme eines fremdartigen, nicht in sein Fach einschlagenden Organismus erkennen zu wollen glaubte, trieben die Engländer zu schleunigem Rückzug und machten die diesen Priesterinnen von nun an allein zugängliche Stelle (wie es die Polynesier der Südsee mit ihrem Allerheiligsten thun, wenn es nicht angetastet werden soll): „Tabu.“ Das

war ein Lärmen im Plätzchen. Welches Geschrei der Entrüstung durch ganz Java!

Von nun an war der Garten geschlossen — kein Mensch, ausser den im Schlosse Angestellten, durfte hinein oder heraus. — Die Indo-Bataver, die in ihrem Leben nie eine Promenade im Parke gemacht und sich gerade so viel darum bekümmerten, wie um die Höhe der Mond-Vulkane, hiessen dieses Ereigniss willkommen, um nur Etwas Neues zu tratschen zu haben, und schrieen mit den Bataver-Zeitungen Mord und Zeter über die Infamie, einen Garten zu schliessen, der dem Publikum und nicht dem General-Gouverneur angehöre; den vereinzelten Rabenschreien schlossen sich andere an, zuletzt alle — und man schrie sich die Kehle so lange heiser, bis der Garten wieder geöffnet wurde.

Die Malayen tragen ihre Säuglinge auf Hängetüchern (*Selendan*), welche sie um Schultern und Hüften befestigen, auf letzterer reitet der Säugling; aber nicht nur Säuglinge, sondern auch schon erwachsene 8 — 10jährige Kinder habe ich von ihren Ammen (Babus) auf diese Manier getragen gesehen, so dass man sie factisch beim ersten Anblick für ein ganz anderes Paar betrachten möchte, welche sich so gegenseits festhalten und umarmen.

Während die Chinesen den Zopf rückwärts tragen, pflegen malayische Mütter ihren Kindern — selbst jene, die mit den Chinesen nichts gemein haben, — den ganzen Kopf bis auf die Stirnhaare zu rasiren und den verschonten Haarzipfel nach vorn als Zopf zu flechten. Wenn das Kind zwei Jahre alt ist, wird das Zöpfchen geschnitten, und sind die Eingeborenen in dieser Beziehung ihren weissen Dienstgebern voran, welche denselben bis in ihr Grab ganz geduldig mit forttragen.

Die Eingeborenen meinen, dass diese Massregel: die Haare bei Kindern zu rasiren, einer Lungenschwindsucht vorbeuge, da sonst die Säfte, welche die Lunge ernähren sollten, die Haare im Wachsthum in Anspruch nehmen!

„Das soll ihnen aber kein Quartchen thun!“ (Ein holländisches Sprichwort: Quartchen, ein Viertel Gulden, gleichbedeutend mit unserem: Lassen Sie sich darüber kein graues Haar wachsen.) Denn bei ihren Herrschaften sind noch crassere Vorurtheile zu finden.

Diese Geschöpfe brauchten wahrhaftig nicht ihre Hände und Füsse in Zwangsformen und Schuhe hineinzustecken, die Meisten haben so magere Füsse und Hände, dass Ringe einer erwachsenen Person unsern 3—5jährigen Kindern durchgehends viel zu klein sind.

Ich habe sie mir oft genug beobachtet und in ihrem Ganzen sehr absonderlich gefunden. Wenn auch Knochen und Weichtheile der Hand mancher Farbigen, mögen sie jetzt Neger, Papuas oder Malayen sein, vom rein anatomischen Standpunkt eine gewaltige Differenz mit den höheren Affenarten bieten, so kann man nicht umhin, eine gewisse Aehnlichkeit in jener lichteren, sofort auffallenden Farbe der inneren Seite, gegen die dunklere Färbung der äussern Handfläche bei beiden Planetenbewohnern zu finden, — ihre wadenlosen Beine, ihre fleischlosen Sitzknorren, ihr eigenthümlicher Gang, alles macht die Täuschung bei so manchen Papuas und Malayen lebhaft.

Ihre Nachbarn, die Chinesen, sind noch schlimmer daran; ihre Hand, obwohl an Colorit der unsern ähnlich — ja feiner, transparenter, desshalb scheinbar reicher an Hautgefässen, welche dadurch einen leichenhaften Anblick bekommt — hat durch ihre unproportionirt langen fleischlosen Finger, durch ihre enormen Nägel, welche allmälig in ihrer Länge sich krümmen und das Fleisch der Hand sogar oft durchbohren, ohne dass sich der Besitzer derselben Etwas daraus zu machen scheint, etwas Thierähnliches. Ich glaube, man könnte ohne die Gesichtszüge und die schiefen Augenlider zu sehen, als Chiromant schon beim Anblick einer mongolischen Hand auf dessen Stamm und Race schliessen.

Man kann jedoch im Allgemeinen nicht nur aus der Hand,

aus den Gesichtszügen als Physiognom, aus den Schädelknochen als Phrenolog, sondern auch aus der Beschaffenheit des Ohres, aus der Länge, Dicke, Breite, Form und Lage desselben bis zu einem gewissen Punkt auf die intellectuellen physischen Eigenschaften des betreffenden Individuums, sowie über Racenunterschied urtheilen. Ich glaube auch, dieser Theil — die Ohr-Muschel, dürfte mit vielem Erfolg Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit erheben.

Die Malayen sagen, Hunde und Thiere im allgemeinen hätten weisse Zähne. Die malayischen Philosophen fragen, wodurch sich denn der Mensch vom Hunde unterscheide, wenn sie Beide ein weisses Gebiss haben, — daher schnell feilen, daher schwarz färben!

Ich will hierüber Einiges mittheilen. In verschiedenem Alter, meist 14 — 15 Jahre alt, unterzieht sich der Eingeborene mit wenigen Ausnahmen dieser Operation; Weiber gewöhnlich vor der Menstruation, immer aber vor dem Heirathen.

Schon an der Farbe ihrer Zähne kennt man, wie bei den Japanesen, ihren Stand. Manche färben sie mit Pflanzenstoffen oder durch fleissiges *Sirî*kauen. Dass, wie Manche erzählen, die Malayen gar nichts bei dem Feilen der Zähne fühlen, ist unrichtig; sie mögen

weniger empfindliche Nerven haben wie wir (wie sich ja auch bei uns die Sensibilität der Südländer und Juden von der des Nordländers unterscheidet), — aber Schmerz ist da, falls sie überhaupt einen „Trigeminus“ haben.

Deren nicht wenige erliegen sogar dem Zahnfeilen. Ich habe eine inländische Capitänsfrau gekannt, zu der ich gerufen wurde und deren Backen so angeschwollen waren, wie — man verzeihe das etwas derb-monströse Gleichniss — das Gesäss eines Buschweibes.

Cariöse Zähne werden, wenn die Leute zahlen können, mit Gold plombirt — ein Fingerzeig, dass die Zahnplombe vielleicht gar von Malayen und nicht von Europäern erfunden wurde.

Verschieden von den Japanern färben sich manche Malayen die Zähne auf folgende Weise:

Einige Wassertropfen, auf eine breite Messerklinge gegossen, werden durch ein glühend gemachtes, halb verkohltes Bambusröhrchen fort und fort betupft, bis sie durch die Zersetzung des Eisens schwarz gefärbt werden; dieses neue Eisenpräparat wird ein- oder mehrere Male, je nachdem man eine mehr oder weniger intensive Schwärze der Zähne hervorzurufen wünscht, — auf die gefeilten Zahnstümpchen applicirt. Man kann durch mehrmalige Application den Zähnen eine wahre Gagathschwärze geben, welche lebenslänglich anhält; eine Eigenschaft, welche der Schwärze des Sirikauens und der

Pflanzenfarbe nie zukommt, die nach einiger Zeit oder schon mit dem Aufhören des Sirikauens verschwinden soll. (Zum Siri gibt man das *Baujong* — Pulver von jungen Granatäpfeln und Kaju-dai — eine stinkende Rinde hinzu).

Ich grüsste Tags darauf das glückliche Ehepaar im Hôtel Belle-vue und liess mich auf einem Fuhrwerk die Berge hinauf führen, welches manche steile Strecke von Karbau (Büffeln) hinaufgezogen werden musste. An Buitenzorgs südlichem Thore jedoch sollte ich noch ein kleines Schauspiel geniessen.

Eine braune blossfüssige Schildwache hatte Säbel und Gewehr an einen Baum gelehnt und suchte seiner Liebe (denn offenbar war sie es ihm — mit nur einem Sarong die Schamtheile bedeckt, mit Brust und Bauch platt auf eine Bank gedrückt, Siri kauend) einige nicht näher zu bezeichnende, der Kopfthierwelt angehörige Thierchen, strategisch stolz aus ihren langen borstigen Haaren hervorzuziehen.

Ich wartete gespannt, ob er nicht nach Art der Sandwich-Insulaner dieselben zwischen den Zähnen knacken lassen würde. Er begnügte sich aber sie nur zu fangen, wie die Birmesen, die bekannten Insectenliebhaber, welche sich in solchen parasitischen Stellungen in ihrer Hauptstadt Rangoon mit demselben Eifer photographiren lassen,

wie man es bei uns im Frack, zwischen Büchern oder in Atlaskleidern, an Blumenvasen gelehnt oder in irgend einer andern sentimentalen gewichtig sein sollenden Stellung thut.

(Wie kindisch ist es daher nicht, wie lächerlich, wenn solche Läusefänger, wie eben unlängst die der Birmesischen Ambassade in Europa — um dieser nur vorübergehend zu erwähnen — hauptsächlich von der italienischen Regierung von Victor Emanuel mit dem auffallendsten Pomp, mit der übertriebensten Zuvorkommenheit aufgenommen, ja sogar auf den Händen getragen wurden .... man leckte ihren Speichel ab .... die schönsten Damen rissen sich, um von diesen Läusefängern zerrissen und verrissen zu werden .... und hätte wenigstens „Einer" in das Innere dieser malayischen und chinesischen Brut blicken können, so hätte er den tödtlichsten Hass gegen diese vor ihnen wedelnden Fremden entdeckt.)

Ich hatte mehrere Empfehlungsbriefe an Caffee-, Vanille- und Cacao-Pflanzer, verschone aber den Leser mit der Beschreibung dieser schönen Gewächse und ihrer Früchte! Sie sind hinlänglich bekannt, weniger aber das Leben eines Pflanzers von der ungeschminkten Seite aus betrachtet.

Der Tropenbewohner wünscht sich oft im Schnee begraben mit dem frommen Wunsch, dass ihn dann irgend ein Bernhardiner Hund mit der Whiskyflasche am Halse herausgraben möchten.

Beim krachenden, knisternden Kaminfeuer wünscht sich der Nordländer hingegen, während der Sturm den Schnee an seine Fenster peitscht, in Palmenhainen zu wandeln, Kokus zu naschen und Tiger und Schlangen, natürlich nur in einer Menagerie, zu beschauen.

Fromme Wünsche, da der Mensch immer das will — was zu erreichen ihm wohl nicht leicht möglich ist. In Allem ist auch seine Kehrseite!

Meilen- und meilenweit kein Freund, kein Bekannter, und wenn er auch den ganzen Tag reitet; so lebt der Pflanzer oder Administrator isolirt auf den Abhängen der Vulkane, zwischen Caffeebäumen, die er jeden Tag als gute Freunde besucht, in fortwährendem, fast einzigem Contact mit den Eingeborenen, deren moralische und physische Eigenschaften er sich plus minus aneignet. Ich lasse Creolen und Mischlinge unerwähnt, welche von Hause nur die schlechten mitschleppen.

Man sollte glauben, dass der Europäer so mitten in einer grossartigen Natur von deren Schönheit ganz absorbirt sei!

Nichts dergleichen! — Wie die Tropensonne eine merkwürdige Vegetation hervorruft, alle Blumen aber —

so schön und vielfarbig sie auch sein mögen — nahezu geruchlos, die thierischen Organismen energielos macht, so hat sie auch den Tropenbewohner apathisch und unempfindlich gegen Alles verwandelt. Das oft gebrauchte Wort „vegetiren“ ist für „diese“ Leute anzuwenden.

Ich finde sie in manchem Punkte beklagenswerth. Sie selbst mögen sich glücklich schätzen und die Pflanzung nie verlassen wollen, es ist eben mehr jenes Gefühl, das auch der Sträfling nach 20 Jahren schweren Kerkers haben mag, wenn er plötzlich befreit auf seine Zelle zurückblickt, in der er so lange geschmachtet, deren Fenster er vergebens mit seinen Thränen benetzt hat und von der er sich nun so schwer trennt.

Da oben — auf den Pflanzungen an den Bergesabhängen, führt der Pflanzer den grössten Theil des Jahres in der zurückgezogensten Einsiedelei sein einförmiges Leben; ist er unverheirathet, so leitet die ganze Menage die gewöhnliche unentbehrliche *Maid,* eine junge Javanerin, im besten Falle eine Chinesin, im schlimmsten eine durch Diebereien und thierischen Hang sich kennzeichnende Malayin.

Die Gewohnheit wird ihm zur zweiten Natur, und diese seine Gefährtin unentbehrlich; er ist in derselben Lage, wie der Söldling mit seiner Casern-Dirne; Beide bevölkern den Archipel mit Lipp-Lapps, und Beide entschliessen sich dann später solche saubere Concubinninen

— den Kindern zulieb — zur Echtgenootin (rechtmässige Frau) zu nehmen.

Unter solchen Eindrücken kam ich auf der Pflanzung eines der mir Empfohlenen an und fiel mir sofort eine merkwürdige malayische Ceremonie auf, die in dem Herumtragen eines Ziegenkopfes um das Plantagengebäude bestand.

Ich erfuhr sofort, dass bei jedem neuen Pächter, bei jeder Administratorabtretung, die dem Hause und der Pflanzung befreundeten Eingeborenen diese Ceremonie desshalb ausführen, damit Glück und Gedeihen die Arbeit und den Fleiss des neuen Pächters segne.

Die Ceremonie endete mit dem Begraben des Ziegenkopfes, mit Gong-Gong, mit Schmaus und Schlaf.

Ich dachte endlich meine Glieder recht gemüthlich ausstrecken zu können, als mich mitten in der Nacht ein Höllenlärm an meiner Bambus-Thüre aus der Ruhe schreckte:

„Mijnheer, mijnheer! es ist eine Arbeit für Sie!!“ — und der Pflanzer, von zwei Javanern mit Laternen begleitet, stürzte in mein Zimmer herein und nahm meine geburtshilfliche Kenntniss für seine Maid in Anspruch — „wie glücklich bin ich, dass der gute Stern Sie hieher gebracht hat; es ist für Mutter und Kind Gefahr da ....“

„Von wem sprechen Sie denn?“

„Nun, von meiner Frau, oder Frau werdenden Maid,

die Wehen sind alle erfolglos .... endlich ein Kind, auf das ich so lange, so vergeblich gewartet, nachdem wir schon jahrelang zusammen leben; die malayische Hebamme wird nicht fertig; auch Priester sind im Zimmer, Weiber und Freundinnen, die Einen beten und heulen, die Andern weinen sich krumm und mager ... ein Kind! Endlich ... Oh ich Glücklicher!"

„Sie spassen doch?"

„Nein, nein, lassen Sie sich nicht irre machen, kommen Sie schnell!"

Ich ging und fand eine üppig geformte Frauengestalt auf dem Bett mit nackten Brüsten, schnaufend und keuchend. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich eine der inländischen Hebammen, den Mund voll rothen Betel, Worte hercitirend, auf Brüste und Bauch der Patientin eifrig spucken sah, so dass letztere wie ein roth gesprenkelter Calliko-Ueberzug aussah, während die Hebamme, um keine Zeit zu verlieren, fleissig die Gegend um die Gebärmutter in immer grösser werdenden Kreistouren knetete — eine Manipulation, die auch die Sandwich-Insulanerinnen mit dem Unterschiede haben, dass sie nicht kneten (lomi-lomi) um Blutungen zu sistiren oder die Geburten zu beschleunigen, wie es die Malayen mit ihren *Pitjid* thun, sondern dort wo sie es eben wünschen, um die Eierstöcke des sich zur Reife entwickelnden Kindes zum Schwund zu bringen.

Ich näherte mich der Javanerin, diese wollte aber durchaus nichts von meiner Kunst wissen, oder gar von einer Visitation; nach langem Zureden liess sie sich endlich die äussere Bauchdecke betasten, auscultiren und percutiren, und um nicht vor Lachen zu platzen, lief ich schnell hinaus; der verblüffte Pflanzer mir nach!

„Nun, was ist?“

„Beruhigen Sie sich“, sagte ich, „es ist hier von einer Schwangerschaft keine Rede.“

„Wie ... die Wehen ... der grosse Bauch?“.

„Ich kann Ihnen für heute nur so viel versichern, dass Sie diesmal mit Abkömmlingen verschont bleiben und es etwas ganz Anderes ist!“

Die Fiction hatte diesmal Fiasco gemacht und war seine Schöne tags darauf zu aller Erstaunen ganz wohl, aber bitterböse auf mich; wahrscheinlich hatte sie einen fremden Säugling bei Gelegenheit enormer Gasanhäufung in den Gedärmen unterschieben wollen, was nicht nur auf Java, sondern auch in Europa geschieht und mich an eine klassische Comödie im Pharaonenlande erinnert.

Einige Jahre später, als ich mich nämlich in Alexandrien (Egypten) befand, wurde ich zu einer Magyarin gerufen, welche krank im Hôtel Pest, freilich nicht das erste Hôtel in Alexandrien, darnieder lag.

Sie war für sechs Jahre für den Harem eines Paschas engagirt gewesen; als echte Magyarin, Tokayer-Trinkerin, konnte sie es unter jenen georgischen, arabischen und äthiopischen Sorbett-Vertilgerinnen gar nicht mehr aushalten. — Sie brannte durch!

Warum?

Weil man ihr nur „eine" Flasche Ofner Wein jeden Freitag (der Sonntag der Mohamedaner nämlich) verabreichte!

Sie erzählte mir, sie habe kein Glück im Harem gehabt, weil sie mehr an dem Ofner und Erlauer (Wein) mit Leib und Seele gehangen, als an dem Pascha, der ihr Syrup verschrieb.

Sie litt öfters an Meteorismus (Auftreibung der Gedärme durch Gase) in Folge einer glücklich überstandenen aber sehr heftigen Dysenterie. Vor zehn Monaten, sagte sie mir, hätte nun grosses ärztliches Concilium wegen Verschlimmerung ihres Leidens stattgefunden, der Bauch wäre wie eine Trommel gespannt gewesen und viele Alexandriner Aerzte, die sich um genaue anamnestische Daten verteufelt wenig bekümmern, hatten sie für schwanger erklärt; die Folge von krankhaften Processen (Schwäche, Anamie), welche ein Ausbleiben der Menstruation hervorgerufen, sowie Gasanhäufungen — une hydropisie gazeuse, une maladie crépitante qui se manifeste, au lieu des tendres murmures de l'amour, avec

un petit feu de peloton — welche den Bauch gewölbt, hatten diese Aesculapsjünger als Schwangerschaft erklärt. Da aber der Zustand sich verschlimmerte und durch die Compression der arteriellen Gefässe Fluxionen zu andern Organen, namentlich zum Gehirn bewirkt wurden und keine Zeichen einer endlichen Geburt vorhanden waren, so machte denn doch ein etwas aufgeklärterer griechischer Kopf den Vorschlag, statt, wie die Andern vorschlugen (!!), zum Kaiserschnitt (!!!) zu schreiten, eine Paracentesis zu machen, um vielleicht angehäufte Gase oder Exsudate (!!) durch die äussere Bauchdecke entschlüpfen zu lassen, da ja alle fruchttreibenden Mittel erfolglos geblieben. Der Operations-Tag wurde endlich fixirt.

Schon war man mit dem Explorativ-Troicart da — als mit schrecklichem Bassam teremtete die erschrockene Pusztatochter, wie eine arabische Vollblut-Stute bei gewissen Gelegenheiten, mit den Füssen aus- und um sich schlug, durch die gewaltige physische Anstrengung einer- und den Schrecken andererseits aber die wochenlang angehäuften Darm-Gase unter höllischem Donnerwetter sich „per anum“ Platz machten und ohne weiteres alle Aerzte, wie sie da waren, in schleunigste Flucht trieben! Einer vergass seinen Troicart, der Andere seinen Hut, der Dritte seinen Stock, der Vierte seinen Verstand — da die Aeolus-Harfen: soumis à l'action capricieuse des vents, eben kein Violett, Mille fleurs, Yang-Yang verbreiteten

und wie ein Pelotonfeuer den ärztlichen Feind in schleunigste Flucht vertrieben.

Die malayische Geburtshilfe, ihre Technik — liegt in der Kindheit. Die Natur kam den Naturkindern zu Hilfe und hat das Becken so ausserordentlich breit geformt, dass diese nie einen Geburtshelfer brauchen.

Ein Studium über das männliche und weibliche Becken-Skelet der verschiedenen Racen wäre gewiss höchst wünschenswerth und interessant, für die Wissenschaft lehrreicher, als die Forschungen über die verschiedenen Farben der Käfer in Paraguay oder der Thonerde im Hottentotten-Lande.

Warum wohl speciell von den ärztlichen Vereinen gar so selten Jemand nach dem Auslande geschickt wird, oder warum denn diese Vereine bei ihren betreffenden Regierungen gar nie dahin arbeiten, dass intelligente reiselustige Aerzte als Specialisten in irgend einer ärztlichen Branche hinauswandern, um zu sammeln und zu forschen, was sich da findet — das ist mir ein Räthsel!

Die andern naturhistorischen Branchen sind besser daran, und doch, was ist erhabener, als das Studium dessen, was speciell unser theures „Ich“ angeht?

Schon Gerstäcker hatte auf allen seinen langjährigen weiten Reisen bemerkt, dass er ausschliesslich nur mit

Greislern, Kräutersammlern, Insecten-Jägern, Fischern und Steinsammlern zusammentraf, meist kränkliche, schwache, das Loos ihrer angestochenen Käfer beneidende Protectionskinder.

Was sagen aber — um auf unsere weiblichen Organe zurückzukommen — unsere Geburtshelfer zu folgender malayisch-chinesischer Procedur:

Der Mutterkuchen wird, wie früher erwähnt, den Krokodillen als Fricandell offerirt; Einige sind so zart und wickeln ihn in Salz, Tamarinden-Essig und Asche ein, andere (wie die Hochasiaten) fressen den Kuchen der Kreissenden selbst auf!! Buon appetito.

Reiben, kneipen, streichen, kneten und Sirispucken auf Brüste und haarlose Schamtheile ist der ganze Apparat der Geburtshilfsmittel.

Lachen wir aber nicht zu sehr über die von Malayen ausgeübte Geburtshilfe, und hören wir, was Dr. *Epp* (Heidelberg. pag. 396: Ost-Indien), befugt durch zehnjährige Beobachtung in dieser Beziehung, über seine holländischen Collegen wörtlich mittheilt, mit denen er im ostindischen Archipel als Sanitäts-Arzt gedient.

„Ich habe mich oft geärgert, wenn ich stillschweigend dem Verfahren älterer Fachgenossen zusehen musste, wie sie mit dem Rüstkasten mit Zangen, Hebeln, Klystier- und Uterinspritzen, sowie mit dem ganzen Apparatus medicamentosus versehen, vorerst dem Drängen der

Kreissenden nachgaben und bei kaum geöffnetem Muttermunde die Blase sprengten, dadurch die natürlichsten Lagen zu schwierigen Geburten machten und mit antiken Zangen, auf deren Anlage sie sich etwas zu Gute thun, Stunden-, ja Tage lang am Kopfe oder andern Theilen zerrten und rissen, und wenn sie dann erschöpft und abgemattet ein scheintodtes Kind zur Welt gefördert, nach Stärkung ihrer Lebensgeister sogleich wieder mit voller Faust in den Uterus stürmten, um die Nachgeburt herauszuziehen.

Ein solcher Priester der Lucina gab mir einmal bei einer derartigen Geburt, wozu man mich endlich rief, keuchend und von Schweiss triefend sein Bedauern zu erkennen, dass man hier keine Geburtsstühle habe, denn er habe für all' seinen Kraftaufwand keinen ordentlichen Stützpunkt gehabt.

Muss man dann noch gar den Folterknecht über die Massen preisen hören als einen Mann, der mehr gethan, als er konnte, der seine hundert Gulden redlich verdient hat, so wird gewiss die Geduld auf eine harte Probe gestellt.

Die obstetricischen Diplome solcher „glorioser Geburtshelfer" bekommt man freilich selten zu Gesicht.

Inländische Hebammen haben oft so viel Routine, dass sie mit den mit Fett oder Oel beschmierten Händen beim Eintritte der Wehen, zwischen den Beinen der auf

einer Matte liegenden Kreissenden sitzend, an oder in den Geschlechtstheilen manövriren; freilich, wie die Holländer sagen: „enkeld ter stichting"; — auch glaube ich, dass dies keine Scientia endemica, sondern acquisita ist."

Der Pflanzer, der natürlich weder von der malayischen noch von der holländischen Geburtshilfe den geringsten Dunst hatte, war glücklich mich nach einer so schweren Prüfung in seiner Nähe zu haben. Er vergass auf solche Weise die ihm vorgespielte Comödie!

Ich brachte einige vergnügte und um so interessantere Tage bei ihm zu, als der Pächter seine Aufregung über das Geschehene dazu benutzte, die seiner Obhut anvertrauten, nah und fern gelegenen Caffee-Anlagen zu inspiciren. — Früh des Morgens bis spät des Abends rasten wir also im wilden Galopp — der Administrator, sein brauner Begleiter und ich — über den hügeligen Grund der Vulcan-Abhänge. Spät des Abends kehrten wir müde nach der Pflanzung zurück.

Leider wollte und konnte ich nicht länger diese Gastfreundschaft geniessen und sah ich mich bald auf meiner Wanderung, nach dem Innern Java's weiter.

X.

Ein Wolkenbruch. — Ein javanisches Buffet im Hochgebirge. — Flüchtiger Ueberblick über die Eingeborenen des Archipels. — Die Nationalgarde in Batavia u. s. w.

Seun k'ing: „Die Natur des Menschen ist schlecht, das Gute ist künstlich."

Unterwegs traf ich einen Ambtenaar aus Batavia mit dem ich durch die Carambolage seines Fuhrwerkes, welches bergab fuhr, mit meinem, welches bergauf kroch, wie ein Deus ex machina bekannt wurde.

Er war krank gewesen und hatte Urlaub auf acht Wochen nach Sindanglaya, gestützt auf sein ärztliches Zeugniss, erhalten; (auf seiner Rückreise, wie ich später erfuhr, musste er neuerdings ein ärztliches Zeugniss dem Bureau-Chef vorbringen, um nachzuweisen, dass der bereits abgelaufene Urlaub in der That nothwendig gewesen wäre!! Sancta simplicitas!)

Im weitern Gespräche hörte ich, dass er die letzte

Nacht vortrefflich bei einem Regenten zugebracht hätte, und um so ruhiger, da der Regent selbst krank gewesen. Kein Arzt wäre da, als inländische neugebackene Aerzte (aus der für solche einst eröffneten Javanischen Universität unter der Leitung des Chef van geneeskundigen Dienst, des Generalstabsarztes), von denen der beste Kreuzkopf so schnell wie möglich zum hohen Patienten gerufen wurde, da er zu Ausländern noch kein Vertrauen hatte. Dieser braune Aesculapius nahm aus lauter Eifer ein Medikamenten-Kästchen, brach es auf, legte es zu den Füssen des Regenten nieder:

„Nehme der Herr" — rief in Demuth prostrirt der inländische Backfisch — „jene Medicin, welche der Herr am besten erachtet, dem Herrn stehe die Wahl frei, aus dem Krame der Fläschchen, Schachteln und Pillen das geeignetste für Dero höchstes Unwohlsein von dem Unterthänigsten anzunehmen."

(Nicht nur auf Java allein, sondern überall, wo man aus einfältigen Naturmenschen Rokitansky's- und Virchow-Discipel hervorzaubern wollte, hat man sich derselben Blamage, demselben Fiasco ausgesetzt!

Oder erachtet man das oberflächliche Einkeilen von medicinischen, chirurgischen Lehrfächern für genügend, um selbst für die Barbaren halbwegs vertrauungswürdige Aerzte heranzubilden?

Wie wenige Colonisten kennen die intellectuellen Fähig-

keiten der Eingeborenen, unter denen sie leben; der inländische Arzt soll nun auf Posten geschickt werden, wo europäische Civil-Aerzte um keinen Preis hingehen wollen — behauptet man .... Gut!

Dann schicke man wenigstens europäische Barbitonsoren, von denen Niederländisch-Indien überfüllt ist, und man wird besser daran sein!

Selbst in Egypten, wo seit der Einrichtung der Alexandrinischen Schule manches factisch Gute in chirurgischer Beziehung geleistet wurde, haben all' die Araber, die vom Khedive nach Paris und London geschickt, trotz der für ihre ärztliche Erziehung ausgegebenen fabelhaften Summen, nicht einmal den geringsten Anforderungen entsprechen können. Man lese nur das Werk darüber: „L'Histoire de Mehemet Ali" von *Paul Morietz*, und staune! —)

„Sie müssen sich beeilen", fügte der Ambtenaar hinzu, nachdem wir unsere Fuhrwerke wieder flott gemacht hatten, „das nächste Gebirgsdorf zu erreichen; die Regenzeit ist da (es war Anfangs Dezember), finstere Gewitterwolken, welche die Gebirgskegel dort einhüllen, werden auch nicht lange warten, sich zu entladen."

Ich war auch kaum an Ort und Stelle, als ein dicker nasser Nebel Haus und Hof mit einem undurchdringlichen Schleier einhüllte und ein recht anständiger Wolkenbruch sich mit Blitz und Donnergekrach über unsern

Häuptern mit solchem Getöse entlud, dass die Erde in ihren Grundvesten zu erbeben schien.

Es fing an Stricke zu regnen, wie man sich in den Tropenländern ausdrückt, und das Rauschen und Tosen des fallenden Wassers war so entsetzlich, dass man, mochte Einer noch so lange und laut schreien, noch so lärmen, nicht das Geringste hörte.

Ein Heidenwetter, so ein Platzregen in den Tropen! Flüchte, wer sich flüchten kann! Selbst in wohlverschlossene Wagen auf der Reise dringt das Wasser durch alle Fugen, und begrüsst als Schauerregen die erschrockenen Reisenden; — selbst von Häusern gibt es nur sehr wenige ebenerdige steinerne Gebäude auf Java, deren Bewohner in einigen Zimmern nicht genöthigt sind, mit dem Regenschirm herumzuwandeln, was dem Verfasser mehrmals in Batavia passirte!

Die javanische Bambushütte, in die ich mich geflüchtet, war ein javanisches Hôtel mit einer einzigen Abtheilung rue-de-chaussée; in welcher (da die sogenannten indischen Pfahlbauten — Bambushütten, 6—12 Fuss über dem Boden von Pfählen getragen — auf Neu-Guinea, den Nikobaren, auf Sumatra, den Molukken und überhaupt nur an sumpfigen Küstengegenden des Archipels anzutreffen sind), stromweise das Wasser hineinrauschte!

Der Boden unserer geräumigen Hütte war also in einem Nu voll Wasser; die Hineingeflüchteten änderten daher sofort ihre Toilette, d. h. sie hoben ihren Sarong oder ihre weiten kurzen Hosen bis über die Knie, — von Beschuhung haben sie keine Idee. Die wenigen Bambusbänke waren bereits von Kindern, Weibern und einflussreicheren Inländern in Anspruch genommen, auf welche niedergekauert, sie vor sich hergrinsten.

Die Leute waren trotz dem Grinsen fröhlich, denn bei Jedem liess das breit aufgerissene Maul purpurrothe, mit gefeilten schwarzen Zahnresten bespickte Kiefer erblicken, zwischen denen ganze Knäuel von Siri und Betel herumspazierten.

Da jedoch erst der Beginn der Regenzeit war, so lichtete sich schon nach einer Stunde das Himmelsgewölbe wieder, und durch den zerrissenen Schleier blickte Apollo freundlich spöttelnd herunter; es dauerte jedoch lange, bis die wasserfallähnlich von dem Bergkegel niederrauschenden Gewässer sich in tausend verborgenen Abzugs-Kanälen verloren.

Ich hatte das Ganze von meinem Sitze aus mit Bewunderung beobachtet und hätte mich in ein russisches oder polnisches Nest versetzt geglaubt, wenn nicht die Pachydermen im javanischen Buffet gefehlt — da die Malayen kein Schweinefleisch, wohl aber eine Unzahl näschiger Dinge essen, die hier wie auf Eisenbahn-

buffets für den Malayen ebenso elegant auf einem Brettergestell aufgehäuft waren wie Reis (Nassi), klein gestückelte lederzähe gebratene Fleischstücke, verschiedene Fleischsorten, Sambale, indische Gewürze und Ragouts aller Art, deren Namen ich dem Leser zulieb, der sie ja ohnedies nicht verstehen würde, weglasse.

In einem solchen Hôtel bekam ich, seit ich Europa verlassen, wieder die ersten Kupfermünzen zu Gesicht, mit welchen die Inländer ihre Mahlzeiten bezahlten. Ich kam nämlich in der Silberzeit auf Java; denn eine Goldzeit hat es hier nie gegeben, wohl aber spartanische lederne, Papier- und Kupfer-Zeiten. Auf allen meinen früheren Reisen in den verschiedenen Colonien war mein Auge ausschliesslich nur an Silbermünzen gewöhnt, und nichts fällt Einem mehr auf, als plötzlich unerwartet auf schmutzige Kupfermünzen zu stossen. Nicht dass das Kupfer-Gepräge eine gar so grosse Seltenheit auf Java wäre, ach Gott, leider nein! Es waren Zeiten da, wo Dank der Regierungsform jener Tage das circulirende Geld ausschliesslich aus niederem Metalle bestand.

Dem Truppentransporte folgten auf Expeditionen Kupfertransporte, spartanische Lastschiffe mit Kupfermünzen beladen, um den Söldling auszuzahlen, der, wollte er seine Münzen überhaupt nicht wegwerfen, braune Zeloten zahlen musste, um das Geld nachzuschleppen, ja, wie man erzählt, sollen Seeräuber

mit Kupfermünzen, die noch dazu massenhaft von englischen Fabriken eingeschmuggelt wurden, fremde Fahrzeuge bombardirt haben!

Wahrhaftig, das kupferne Zeitalter Javas!

Vor dem Hôtel stand eine halbe Compagnie Fuhrwerke — (keine himmelhohen, von 6—12 Pferden gezogenen, mit mächtigen Achsen versehenen alterthümlichen Fahrzeuge wie bei uns, die jetzt allmälig in unserer Dampfzeit zur Mythe geworden — sondern) schlichte leichte zweiräderige, von einem halbcrepirten Gaule mit Mühe fortgeschleppte, aus Bambus gefertigte Transportkarren, welche die einzige Communikation zwischen Küste und Binnenland aufrecht erhalten.

Mit den Fuhrwerken kamen Fuhrwerksleute, reisende Malayen mit ihren saubern Pignis (Weiber), schachernde Chinesen und javanische Priester als sonderbare Passagiere an, zwischen welchen ich vor Jupiters Schleusen Zuflucht genommen.

Man sieht, ich hatte Musse, alle diese braunen Formen, die sammt und sonders vor den improvisirten Wasserfällen sich daselbst geflüchtet — ziemlich bequem zu beobachten.

Neben mir war ein junger Javane, der einer ziemlich dunkeln Nonna (so werden europäische Kinder und weibliche Lipp-Lapps, Nonia dagegen europäische Frauen genannt) unbemerkt auf javanische Weise fest den Hof

machte, zu gleicher Zeit aber die neben ihm auf die Bank hingekauerte Malayin nicht aus den Augen verlor.

Beide hatten ihre Ehemänner und ihre Kinder bei sich.

Aus allen ihren Geberden musste ich entnehmen, dass ihre Bekanntschaft keine ältere war. Man näherte sich aber rasch in familiärer Weise, sobald nur einmal durch das vorausgegangene Augenspiel die gegenseitige Sympathie constatirt war.

Ich erwähne dies absichtlich, um nicht nur aus diesem Beispiele allein, sondern aus hundert andern, die ich in spätern Jahren zu sammeln genügende Gelegenheit hatte, zu beweisen, wie falsch die Aussagen so mancher Reisenden sind, welche von einer keuschen Zurückgezogenheit vieler Malayinnen sprechen. Es mögen Ausnahmen in den Molukken und im Innern des Landes unter den noch unverdorbenen Eingeborenen sein, es sind aber eben nur immer Ausnahmen.

Ein gar zu freier Umgang zwischen beiden Geschlechtern charakterisirt sogar die Malayische Familie von Oceanien bis Madagascar. Wenn vor manchem Europäer die Dirnen fortlaufen, so muss man das nicht einfältiger Weise als Keuschheit auslegen, sondern dem Umstande zuschreiben, dass sie sich vor heuchlerischen Missionären und Blass-Gesichtern fürchten.

Welcher Wirrwarr von Racen-Carrikaturen überall im Ostindischen Archipel!

Man wird hier zu Lande factisch ganz irre, hört man von Malayen, Rottesen, Javanern, Sundanesen, Batavern, Bankanesen, Panakans, Bugginesen, Lipp-Lapps und Timoresen und weiss der liebe Gott von wie vielen esen und esel sprechen!

Man wird sich fragen: sind denn um Himmelswillen auf Sumatra, Java, Borneo, Celebes, Madura, Timor, Rotti u. s. w. nicht alle Malayen? Haben nicht alle den gemeinschaftlichen leiblichen Typus, welcher diese Menschenfamilie charakterisirt? Wenn Einem künstlich oder natürlich die Nase etwas mehr eingedrückt, die Backenknochen des Andern etwas mehr markirt, das Colorit beim Dritten etwas lichter, dunkler oder röther bei einer und derselben Race wie beim Vierten ist, ist man desshalb berechtigt, auf verschiedene Abstammung zu schliessen?

Was würden Spanier, Italiener und Portugiesen, weil sie eine dunklere Gesichtsfarbe als der Nordländer oblongere Gesichtsknochen besitzen, dazu sagen, wenn man sie zu einer Mischlingsrace der Polinesier mit Europäern stempeln wollte, mit denen sie factisch hie und da grosse Aehnlichkeit besitzen?

Keiner will sozusagen im Archipel Malaye sein, und doch gehören sie Alle zum grossen malayischen Stamm!

Ausnahme machen die Alfuren (Negritos), welchen

man an der Nase, oder richtiger gesagt an ihrer schwarzen Hautfarbe, gedrungenem Körper, aufgeworfenen Lippen und krausem Kopfhaar das Aethiopische herunterlesen kann, welche dazwischen eingepfercht selbstständig leben, sowie ihre Stammverwandten, die Papuas Neu-Guineas, die Timoresen (Insel Timor), wo überhaupt wenig Malayen und Chinesen sich finden und die Bevölkerung im Ganzen wenig gemischt ist.

Die Bankanesen (die Bewohner der weltberühmten Zinn-Insel östlich von Sumatra), und die Battaer, die Menschenfresser Central-Sumatras aber, beide mit ihrem mehr ovalen Gesicht und lichterer Haut-Nüancirung, welche eine Blutmischung mit den Hindus (das blaue aristokratische Blut auf diesen Inseln) verräth, sowie die Einwohner Celebes mit ihrem mehr indogermanischen Typus, alle, alle wollen keine Malayen sein, ebensowenig wie die Javaner, Bugginesen und die Bewohner der Makassarschen Vorsten-Landen auf Celebes, die besten Amokläufer im Archipel! Und doch sind sie in ihrem Grundtypus alle Malayen.

Es scheint, dass Sumatra und die von Sumatra westlich gelegenen Inselgruppen der eigentliche Brutheerd der malayischen Race gewesen ist, dass von da der Orang-Malayu (der wandernde Mensch) auf der Halb-Insel Malakka, dann auf Java, Madura, Bali, Lombok, Banka, Borneo, Molukken und später auch auf das weite

Inselmeer Oceaniens sich verbreitet habe. Dass die ursprünglichen Auswanderer durch Mischungen mit fremden Racen, durch klimatische Verhältnisse, Lebensweise u. s. w. in ihrem leiblichen Typus mehr oder weniger wesentlich modificirt wurden — ist leicht begreiflich!

Was die psychischen Eigenschaften, was Moral und Gesittung aller dieser Leute miteinander anbelangt, so kennzeichnen sie Alle — ob Javaner, Sundanesen, Rottesen oder Bankanesen, Dajaks oder Battaer (eine schönere Collection von saubern Naturkindern liesse sich schwerlich finden) — nur jene Eigenschaften, welche in der Kategorie der Verräther, Lügner, Diebe existiren, und stiert Betrug und List, Rache und Falschheit aus dem unstäten bestialisch-melancholischen Blick dieser civilisirten Wilden heraus! Spricht man im Archipel von gutmüthigen Eingeborenen, von ergebenen Javanen, so ist ja das nur dem hinterlistigen, zu allen Schurkenstreichen bereitwilligen Vollblut-Malayen gegenüber gemeint. Im Grunde genommen sind sie Alle gleich! Man braucht nur, wie es mir später passirte, den nächsten besten einfältigsten Javanen vom Gebirge, der nie Europäer gesehen, einige Wochen in einem Dienst auf europäischen Hafenplätzen zu lassen, um zu

sehen, mit welcher Virtuosität er sich alle Laster aneignet! Zurück jedoch zu unserem *Wajong* (Herberge).

Ich hatte solche Betrachtungen noch nicht beendet, als ein Reise-Wagen mit mächtigen Karbau, die mit bedächtigem Schritt von dem Bergabhange heraufschwankten, vor dem sonderbaren Hôtel anhielt!

Eine dicke braune Gestalt, — eine grosse Persönlichkeit, dem goldenen Schirm nach zu urtheilen, den Diener vor- und rückwärts des Wagens aufgespannt hielten: der gewöhnliche Aviso einer bedeutenden Herrschaft, — guckte aus den emporgezogenen, durch und durch mit Wasser getränkten ledernen Gardinen heraus. Mit ihm zugleich aber auch ein malayischer Kakerlake (ein Albinos mit weissrother Hautfarbe, blonden Haaren und lichtbraunen Augen). Ich erfuhr bald, dass die Persönlichkeit ein javanischer Regent, der Kakerlake sein Sohn wäre. Beide hatten unten im Thale einen Besuch dem General-Gouverneur abgestattet und kehrten nun mit ihrem Dienertross heim, unter denen die Hälfte an Exanthemen oder anderen Hautausschlägen infolge reichlicher Parasyten litten.

Die braune Herrschaft stieg im Wajong nicht aus, denn diese Leute halten sich nie in Wajong's oder Logen auf, und nachdem die Büffel (Karbau's) sechs munteren Pferden Platz gemacht — rollte der Wagen von dannen.

Auf Java, auf Celebes sind nämlich für fremde Durchreisende gewisse Gebäude bestimmt, welche Logen (keine Freimaurerlogen natürlich) oder „Pasangrahan“ genannt werden; sie entsprechen den Dâkbungalows der Gouvernementsgebäude Britisch-Indiens.

Ich war Wochen später gerade wieder auf demselben Bergjoch auf meiner Retourfahrt nach Batavia angekommen, als ich zu meiner grossen Freude die dünne Telegraphenstange, den Yankee vom Hôtel des Indes erblickte. Man spannte frische Pferde ein.

„Soll ich meinen Augen trauen, sind Sie es wirklich? Ich dachte, Sie wollten per Boot längs der Nordküste Javas fahren, zuerst nach Samarang, Surabaya, und von da, wie Sie mir sagten, den Landweg über die Prianger-Berge zurück?“

„Das war auch meine Absicht, als ich nach Java kam, Andere haben mich jedoch umgestimmt und sagten, es wäre besser, bei der heranbrechenden Regenzeit diese kurze Zeit zu benützen, um zuerst die Land- und dann zurück die See-Reise zu machen .... Ich habe es mir aber anders überlegt; bei diesem scheusslichen infamen Wetter, das mich vorgestern Nachmittags und heute gerade am steilen Berge erwischte und mich sammt

den Karbaus hinunterzuschwemmen drohte, will ich nach Calcutta und von da nach New-York zurück."

„Sie wollen also nicht einmal die Prianger Regentschaft — die Wunder Javas sehen?"

„Wunder haben wir genug in den Staaten, mehr als sieben."

„Sie sind aber kaum 100 Meilen von Batavia landeinwärts . . . ."

„Und habe schon das Weiterreisen satt bis über die Ohren."

„Wie so?"

„Es ist ja ein wahrer Babelthurm hier in Euern Colonien."

„Oh! Oh! Nehmen Sie mich nicht gar für einen Indo-Bataver oder Vollblut-Holländer!"

„Egal! . . . . Einer rathet mir, ich soll mit wenigen Flanellhemden zu Pferde, der Billigkeit wegen, in der nun einmal alle Albions- und Jaks-Söhne in Kleinigkeiten und Sottisen excelliren, reisen . . . . . Andere riethen per Postwagen, Andere per malayischen Einspänner"

„Gerade wie ich es thue, wenn es auch nicht die bequemste Reisemanier ist, kommt der Gaul durch tüchtige Peitschenhiebe zu etwas Humor, rennt der Wagen über Steg und Stein, so fallen Einem ordentlich die Zahnplomben heraus. Doch ist per Einspänner factisch die billigste Art und Weise hier fortzukommen

ausser man steht bei irgend einem Residenten oder gar Regenten in Gnade, in welchem Falle man freilich freie Postpferde erhält."

„Kurzum, ich folgte meiner Idee nach der Ansicht Jener, die mir ganz und gar anriethen, einen starken Reisewagen anzukaufen, den ich dann nach überstandener Reise oft mit gar keinem Verluste wieder an den Mann bringen könnte. — Aber welche Beschwerden! Die müden spindeldürren Regierungs- oder Privat-Pferde, die alle 4—6 Meilen umgespannt, mit höllischem Peitschengeknall, so dass ich mir ein paar Drachmen Baumwolle in die Ohren stopfen musste, vorwärts getrieben werden . . . die enormen Posttaxen . . . . die nie aufhören wollenden Trinkgelder (Presents), keine Restaurants auf dem Wege zu finden, kein Mensch zu treffen, der nur das „Yes" verstehen könnte, Alles zusammen, *my dear*, sage ich, das mir — Lord bless me — jetzt schon 2000 Frcs. gekostet . . . . dabei diese höllische batavische Küste noch immer nicht ausser Sicht ..... während ich in dieser Zeit von Highland nach dem westlichen Irland, oder von Calcutta an der Cashmir-Grenze, von New-York 1000 Meilen landeinwärts nach Chicago oder anderwärts im fernen Westen angelangt wäre . . . ."

„Sie sind aber jetzt hier auch am Bergjoch, und binnen einigen Minuten rennen Sie bergab nach den

Regentschaften — und dann sehen Sie die duizend Eilande selbst mit dem Telescop nicht mehr . . . ."

„Alles hat mich bestimmt, wiederhole ich, das Javareisen total aufzugeben . . . ."

„Wie! Sie sind schon müde?" rief ich erstaunt.

„Und über Calcutta nach New-York zurückzukehren. Auch Sie sind, wie ich sehe, auf dem Wege nach Batavia? Very well! Steigen Sie mit mir ein, ich habe noch ein paar gute Flaschen Syngapore und nicht batavisches Soda-Water und Sherry. Vertrinken wir die romantischen Scenerien! Eh Spada (Bursche), Soda-Water!"

„Ich finde das batavische Soda-Water auch gut."

„Mag sein, mir schmeckt es aber zu sehr nach Apothekersalzen."

Ich stieg also mit diesem originellen Mann in den Wagen ein. Er, der Amerika verliess, um sich Java in der Regenzeit anzusehen und nach bedeutenden Auslagen und Reisekosten kaum die Berge gesehen, wollte nun zurück, um noch zu rechter Zeit eine Cricket-Revanche-Parthie auf der grossen Calcutta-Kasernen-Esplanade mitmachen zu können!

Unterwegs fuhren wir einen kleinen Kinder-Bambus-Wagen zusammen, der einer vorausgefahrenen holländischen Familie angehörte, und weil der Wagen mit Koffern bereits angefüllt war, an zwei Kooli anvertraut wurde, welche für die Fuhr 10 fl. bis Sindanglaia be-

zahlt bekamen, während der Wagen selbst kaum 3 Gulden werth, auch leicht in Sindanglaia für denselben Preis hätte gekauft werden können. Rarer ökonomischer Geist! Der Yankee bezahlte die 3 Gulden für den Wagen und gab noch jedem Kooli extra ein Gläschen Sherry in ihren Bambusbecher, die so wohlgestärkt unter dem Ausrufe: Trima cassi bagnac tuan (danke vielmals, mein Herr) eiligst den Rückweg antraten, nachdem sie für ihren Weg bereits bezahlt waren und ihr Schäflein in's Trockene gebracht hatten. Spät Abends erst kamen wir wohlerhalten in Buitenzorg an.

Nachdem wir noch denselben Abend beim Rauschen des Tji-Wassers und beim Klange der wohltönenden Stimme Carlo's, der sich selbst mit der Begleitung auf der Guitarre übertraf an einem herrlichen Tropenabende in der Villa felice des Hôtel Belle-vue uns zu Gute thaten, sowie mit venetianischen Barcarolen und Old-Englands Songs uns die Kehle heiser sangen, vergass Carlo seine akrobatische, ich meine Java-Sanitäts-Carrière, und der Yankee seine verfehlte Reisetour!

Unsere Stimmen verhallten kaum hörbar in der weiten finsteren Gebirgsschlucht, die uns vom gegenüber unthätigen Gunog-Salak-Vulkane trennte, und wehmüthig gestimmt durch den zu unsern Füssen im leichten Nacht-

winde rauschenden Palmenhain, blickten wir lange in all' die auftauchenden und verschwindenden Feuer der Malayen-Hütten — bis spät in die Nacht hinein.

Tags darauf kamen wir in Batavia an, wo es ausnahmsweise ziemlich lebhaft zuging. Wir dachten, es wäre schon wieder Aufruhr durch inländische Intriguen.

Es war aber ein ganz einfacher Schuttery-Tag, nämlich Exercierübung der Batavischen Nationalgarde (Schuttery, — die Mitglieder Schutterer).

Der Yankee, der sich von nun an fest an mich geklammert hielt und vielleicht glauben mochte, ich würde mit ihm Java verlassen, um die Cricket-Parthie in Calcutta mitzumachen, weil er gesehen, dass ich darin Etwas verstand, war heute gut aufgelegt.

Er hatte seinen Wagen an einen Wagenschmied, Namens Celle, von dem er ihn vor zweimal 48 Stunden abgekauft, mit 400 Frcs. Verlust wieder losgeschlagen (welchen Celle natürlich — wie Aladin seine alten Laternen — für einen neuen Wagen nun wieder verkaufen wollte).

Wir gedachten Beide nach dem Königsplain, der grössten Esplanade Batavias, zu gehen, um uns einmal

die sonderbaren Manöver dieser Civil - Garde anzusehen.

Jack wurde schon früher aufmerksam gemacht, dass, falls er hinginge, er sich einen Gürtel zur Fixirung seines Zwerchfelles mitnehmen müsse.

Von weitem sahen wir bereits in grösster Eile vorwärts trabende blendend weisse Jaquettes und Pantalons, — pierotähnliche Gestalten — hinter diesen Spadas (malayische Diener) mit den Gewehren und Patronen ihrer Herrn. Mich nahm es Wunder, dass nicht auch beim Exercieren die Diener für ihre Herren präsentiren mussten!

Waren die Schutterer bemittelt, so sassen die Diener mit aufgepflanztem Bajonnet, bis an die Zähne bewaffnet, am Bock.

Endlich kam man schnaufend an, nämlich Diener und Pferde; da die Mitglieder der Nationalgarde selbst noch unterwegs subtrahirten und multiplicirten, den Disconto dividirten, Caffee und Zucker - Pikol (1 Pikol = 125 Pfd.) mit Käseankäufen als Nota bene addirten.

Kriegerischen Muthes gelangte man also zum Königsplain; leider fand sich gewöhnlich kaum die Hälfte der Vaterlands-Vertheidiger ein, unter dem Commando des Notar van Groot mit dem Orden des niederländischen grimmigen Löwen und des allerheiligsten Sylvester geziert — Chef der Schuttery!!

(Die Schuttery in Indien datirt sich von gar nicht lange her).

Die wachsende Unsicherheit in den Colonien, die wachsende Unzufriedenheit der Eingebornen, die mehr und mehr um sich greifenden Missgriffe der indischen Behörden, die stets im Widerspruche mit dem Mutterlande agirenden Batavia-Männer, das abstossende, stolze Benehmen der Holländer, welche nicht wie die Engländer den Inländer [native] unter sich, sondern unter dem Hund behandeln, — all' das hat das Maass so ziemlich voll gemacht.

Die Holländer sollten sich doch wohl jetzt, wenigstens auf Java, ganz sicher fühlen, nachdem die Truppenzahl grösser, die Forts reichlicher und widerstandsfähiger, die Communikation und Beförderung der Söldlinge in dem letzten Decennium eine raschere geworden ist?

Keine Spur!! Im Gegentheil, man misstraut den eigenen Soldaten, und Einer bewacht den Andern — ein förmliches Spionirsystem, das seines Gleichen sucht!

Die Bürger griffen nun zu den Waffen. Wozu? Um sich vor den Malayen oder vor den europäischen Soldaten zu beschützen! Was wollen aber diese armen Schutterer thun, wenn einmal das Militär, von Verzweiflung gepackt, oder die malayischen Stämme in rasender Wuth über sämmtliche Colonisten herfallen?

Werden da ihre Spada auch für sie kämpfen gehen?

Oder werden nicht gerade diese die Ersten sein, welche, während ihre Herren im Cotta-Bureaux Käse wägen, sich der Waffen derselben bemächtigen?)

„Betrachten Sie sich einmal jene Schutterer!“ sagte mein Nachbar.

„Offen gestanden, am besten zu Pferde machen sich, verglichen mit ihren blassen Nachbarn, die flinken Lipp-Lapps — die Blindlinge und Mischlinge.“

„Sie haben Recht, sie machen sich ganz nett.“

Anders unter den Holländern; hier sah man einen Schutterer-Major, der noch vor einer halben Stunde über den Werth von Calliko und lackirten Stiefeln mit inländischen chinesischen Krämern zankte und stritt, dort einen Rittmeister, beide sich schüchtern mit den Händen krampfhaft am Sattelknopf haltend, den Haudegen sammt Zügel dazwischen gepresst.

Von einem jungen Lieutenant, — einem eben angekommenen holländischem Backfisch, einem Hanfcommis aus Amsterdam, der es sehr schnell zum Lieutenant in der Schuttery gebracht — sagte eine fashionable Dame im Wagen:

„Oh, comme il est bien tourné! oh, comme il se porte bien!“

„A cheval, c'est possible, ma chère ..... mais à pied“ .... bemerkte die Schelmin, ihre Nachbarin, die vielleicht auch bereits ihr „warum“ wusste — „à pied .... hum!!“

Der ambulante Sylvester-Orden hatte sein Kreuz! Hirnlos rannte er hin und her und trachtete eine gewisse Symmetrie in die in Reih' und Glied stehende Mannschaft zu bringen. Vergebens! Hier waren die Bäuche *waarlyk* enorm herausgewölbt, dort waraachtig, Buschmännern ähnlich, der Po . . . gar zu dienstwidrig prominent, dazwischen durch Hitze und Ausschweifungen ausgemergelte Longinuse eingepfercht — eine wahre Grube zwischen ihren zwei Nachbarn bildend — bei Keinem jedoch war jene gewisse elastische Haltung, die den Mann so ziert, auch nur annäherungsweise bemerkbar; man rannte, schimpfte, fluchte, man lief und galoppirte in der komischsten Weise, der Tambour schlug irgend eine Arie aus dem Zigeunerliede des Troubadour, der Commandant schrie sich die Kehle heiser, die Reihen wankten und schwankten wie eine unruhige See hin und her — der Yankee zog den Gürtel immer fester und fester an, ich zwickte und biss mir die Lippen wund, die Damen schrien Bravo, und mit einem aus aller Mund entweichenden „God verdamme" hörte die ganze Komödie zum grossen Entzücken der rings herum versammelten Diener auf, welche wie auf Commando Säbel, Mützen, Gewehr und leere Patronen der von Schweiss triefenden Kämpfer übernahmen und Siri kauend, mit melancholisch-bestialisch lauerndem Blick den letzten Befehl ihrer Herren vollzogen — d. h. auf das ewige Api-Api mit dem glimmenden

(aus den getrockneten Fasern der Cocusschale und andern mistartigen Elementen zusammengeflochtenen) Strick die Cigarre anzündeten.

Ich beobachtete während einer geraumen Zeit einen Malayen, der das für seinen Herrn bestimmte Selter-Wasser zur Hälfte in die Gosche des zu seinen Füssen lechzenden Philax hineingoss und später seinem ebenfalls durstigen Herrn die halb leere Flasche bot.

Abends war Theater — es wurde. Nabucodonozor gegeben!

Also Oper in Batavia? Die findet man ja heutzutage fast in jedem obscuren Erdwinkel! Nur bei den Spermazet-Verkäufern Honolulus und den hundedressirenden Kamtschadalen vermisste ich sie.

Nach den javanischen Gestaden jedoch verliert sich von Zeit zu Zeit, sei es von China oder Calcutta her, irgend eine italienische oder französische Operettegesellschaft.

Das bringt nun das schöne Geschlecht in der Königin des Ostens ein Bischen auf die Beine.

Da werden die Tokos von der putzsüchtigen Welt durchstöbert, da zieht man in den verschimmelten Verkaufsläden dieser Tokos den ganzen Kram aus den feuchten, vergessenen Winkeln hervor — da placirt man

schlauer Weise noch all' die leeren Kisten und Kästchen mitten auf die Strasse, dass man darüber stolpern soll, welche durch die nie fehlenden aufgeklebten Plakate „Messagerie Maritime" u. s. w. die Leute zum Ankauf der eben aus Europa angekommenen, der allerneuesten Mode angehörenden Artikel anlocken sollen, — Artikel, die in der That aber monatelang in den schimmeligen Magazinen aufgespeichert lagen.

Der moderne Grundsatz: „Betrüge deinen Nächsten, so viel du kannst, sonst wirst du betrogen", findet in diesen Colonien ängstliche Befolgung!

In einem Gebäude, das in Batavia ein Theater vorstellen „soll", jedoch — mit einem Schlachthaus viel mehr Aehnlichkeit besitzt, sieht man bei einbrechender Dunkelheit von der Hauptstrasse aus in den dazu bestimmten Kämmerchen die Theatermitglieder bei offenem Fenster Flanellhemden wechseln, mit Schminke sich die Wangen reiben, Perrücken sich auf den Kopf setzen, Hosen über die nackten Füsse ziehen — zur allgemeinen Belustigung des schönen Geschlechtes, da draussen im Dunklen!

Schon schmetterten die Trompeten des Orchesters, als ich mich aufraffte eine Karte zu lösen; denn heute war ein Extra-Operntag!

„Wozu denn eine Eintrittskarte?" sagte mir ein bekannter Clerk aus der Secretarie, „warten Sie doch

einige Augenblicke und Sie werden die ersten Equipagen Batavias ausserhalb des Theaters angereiht begaffen können."

„Ich finde darin nichts Merkwürdiges, dass die Damen aussteigen und deren Wagen sich hier anreihen."

„Eben darin irren Sie sich, sie steigen eben nicht aus, sondern hören ohne Abonnement auf die billigste Art und Weise die schönsten Arien des Nabucodonozor, Propheten u. s. w. im Freien an."

„Dann spielt man vor den leeren Logen?"

„Sehr oft! Hier draussen indess facht Amor, durch die Dunkelheit beschirmt — die Herzen der gratis Zuhörer ebenfalls gratis! Die ersten Rendezvous gibt man sich auf Java, wie überall, in Kirchen und Theatern unter dem Schleier des Anstandes oder der Nacht, dann im Opernhause und dann, wenn man sich bereits kennt, hier vor dem Theater im Freien, — die hiesigen Damen lieben hier mehr Abwechselung wie anderwärts und so haben sie hier immer ein nicht überfülltes Haus, dagegen mit überfüllten Wagen unpassirbar versperrte Strassen."

Ich überzeugte mich bald von der Richtigkeit seiner Behauptung, trat aber dennoch ein und konnte ganz angenehm den, den Indobataver characterisirenden Luxus bei einer Hitze von 30° Reaumur, welche die künstlich gelockten Haare meines Clerks rasch wieder glättete, — beobachten!

Die meisten Damen waren in Atlas und schweren Sammtkleidern, aber glücklicher Weise so decolletirt, dass der ganze Oberleib wenigstens von der Temperaturhöhe nichts wusste, da er in ätherischen Schwingungen sich selbst fächelte. Die Herren ohne Unterschied im schwarzen Frack, mit weissen Glaçehandschuhen, und wenn Militär, bis zum Adamskopf zugeknöpft!

Ich verwünschte auch in diesem Augenblick, dass ich auf meinen Reisen nie einen Frack mitgenommen, und fühlte mich entsetzlich klein gegenüber diesen en plein tenu Carrikaturen! Jeder, der vorüberging, mass mich vom Kopf bis zum Fuss und schien fragen zu wollen: „Was will der fracklose Mensch da?“

Die Spieler waren nicht schlecht, nur das Bravorufen nicht am Platze! Hatte Einer falsch gesungen, so schrie man Bravo, übertraf aber eine Primadonna sich selbst, so sprach man unter sich von der verlorenen L'Hombre-Parthie und von der Revanche, die man morgen in Aussicht hätte.

Gingen Lampen hinter den Coulissen aus, stolperte ein zu eifriger Chorist über seine eigenen oder die Beine seines Vorgängers, fiel von einer Loge ein Fächer oder der Theatervorhang zu früh herunter, so nahm das Bravorufen kein Ende, während man sich bei den erhabensten Stellen der Mozart'schen Musik über den letzten Jux in der Rooma Sedan den Buckel voll lachte.

Zwei zufällig anwesende braune Vollblutprinzen benahmen sich höchst kindisch.

So z. B. ahmte ein berühmter Contrabassist auf seinem Instrumente die Töne der Violine nach.

„Was thut er?“ frug der Rajah seinen holländischen Adjutanten, und nach erhaltener Auskunft sagte er:

„Warum erst Violine nachahmen? Warum spielt er denn nicht gleich ohne Faxen die Violine selbst?“

Ein Anderer, der den „Troubadour“ wohl schon mehr als ein Dutzend Mal gehört, frug bei dem Zigeunerliede:

„Ist das nicht aus Othello?“

Dabei einschlafen ist nichts Ungewöhnliches. Einen fand man Stunden später noch auf seinem Sperrsitz wie festgenagelt, was mich an ein Bonmot Dumas' erinnert, der eines Abends im Theater den Comödienschreiber *Soumet* auf das Interessanteste seines Stückes dadurch aufmerksam machte, dass er auf einen in der Loge Schlafenden hinwies. Tags darauf wurde ein Dumas'sches Stück gegeben und Soumet fand gleichfalls einen Schlafenden, den er Dumas zuwinkend zeigte. „Ja“, bemerkte schnell Dumas, „der arme Mann schläft noch immer seit gestern Abend ununterbrochen fest fort.“

Ich fand nicht nur im Opernhause, sondern auch im Militär-Liefhebberey Tooneel de Weltevreden, — wo Kneipen-Chansonettes zum Besten gegeben wurden

mit: „Heil, Heil dem König von Siam“ (von Olman) — Proletarier im Frack und Glaçehandschuhen.

In diesem Marrionettentunnel las ich eines Tags an der Thüre angeklebt: *Dingsdag 4. November Geene receptie by den Leger komandant.* (Kein Empfangstag beim Armee-Kommandanten). Sollte das für die Schauspielerinnen oder für die Söldlinge gelten?

Und hier lieber Leser — genug über Java! Denn ich rufe mir hier selbst: „Halt“.... zu, da ich fernere Mittheilungen, ernstere Erlebnisse für den zweiten und dritten Band aufgespart! Ein Wort jedoch einigen deutschen Vereinen.

Man sollte doch wohl denken, dass im fernen Osten, wie z. B. in Indien, die aus aller Herren Ländern und Gauen daselbst zusammengeworfenen Menschen alles Mögliche thun würden, um die freien Abendstunden so fröhlich wie möglich durchzubringen? Leider ist dies nicht der Fall, am allerwenigsten in den niederländischen Colonien.

Hauptsächlich aber war ich von der Harmonie der daselbst ansässigen deutschen Kauf- und Geschäfts-Leute frappirt, die so ziemlich der eingefleischten Sympathie des Hunde- und Katzen-Geschlechtes unter sich nahe kam.

Von einem deutschen Verein ist unter solchen Verhältnissen natürlich gar keine Rede!

Und doch war ich überall in dieser Beziehung so ziemlich verwöhnt, ja überall, wo es nur ein Dutzend Deutsche gab, und nicht zu Hunderten, wie auf Batavia — fröhliche, muntere Vereine zu finden, um dort einige gemüthliche Stunden Abends zuzubringen!

Ja selbst in dem Kanakischen Wallfischplätzchen Honolulu ist ein Verein da, wo mehr liberale deutsche Köpfe zu finden sind, als im Lande der Pharaonen, wo 40 Jahrhunderte auf kleinstädtische Sterbliche herunterblicken.

Ich kann sagen, dass ich in vieler Herren Länder herumgekommen, aber nirgends den Deutschen besser aufgehoben gefunden habe als in den Vereinigten Staaten; hier gewinnt er täglich mehr an geistigen und intellectuellen Kräften; hier geben die Comités der deutschen Vereine ihrem Zwecke allenthalben Ausdruck, der nicht im Kneipen, sondern in edleren Motiven: Beförderung der einwandernden Kräfte, kräftige Unterstützung der Unglücklichen u. s. w. gipfelt.

Recht hat, der ausruft: „Hoch lebe der Deutsche in den Vereinigten Staaten und nicht die Krähwinkler im übrigen Auslande; hoch leben die Brüder jenseits des Oceans, unter denen sich jeder stets wie unter alten

Freunden befindet, und wohl aufgehoben unter wirklichen Männern!“

Der Deutsche in Neuspanien, in den Antillen, auf Cuba ist wie der Spanier misstrauisch, indolent mit allen den schönen negativen Eigenschaften der spanischen Colonisten; in Old-England, in Britisch-Indien absorbirt er Bigotterie und Theilnahmlosigkeit gegen seinen Nächsten, auf Java wird er abstossend, steif, knickerisch, den Indobatavern und eingefleischten Holländern ähnlich!!

Nie aber fand ich so schroff einander gegenüberstehende Partheien in einem und demselben teutonischen Topf beisammen, wie in einem gewissen Schlaraffenlande!

„Welche Partheien?“ frug ich, als man davon sprach.

„Alle möglichen, die Anzahl jener der Union übertreffend. Selbstverständlich steht oben an weniger die tituläre als die Geldaristocratie . . . .“

„Sie haben Recht, Geld haben — egal, ob man früher Schmuggler, Wucherer, Staatsbetrüger, Abentheurer, Verbrecher war — Geld haben heisst heutzutage bei unserm moralischen Fortschritt — Freiherr, Graf, Biedermann, gebildet, kurzum, alles Mögliche sein . . . . wenn man es nur sein will; denn mit dem Gelde, dem nervus rerum, kauft man sich Ehre, Namen, Ruf, Frieden, Orden und Titel, alles Wünschenswerthe von der Welt.“

„Wie Sie sehen, wollen wir auch in diesem Schlaraffenlande in unserm Verein das Banner des Deutschthums

aufrecht erhalten (und welcher Deutsche würde auch nicht hiefür mit Eifer einstehen — wer für die höchsten Güter der Menschheit nicht arbeiten kann, der hat nie für sie zu leben gewusst) — die höheren Firmen sind zwar unzugänglich und kommen, wenn eingeladen, immer mit einem gewissen *avec*, mit einer möglichst hochtrabenden Miene und einer bis zum Ekel affectirten Herablassung, die uns immer fühlen lassen *soll*, dass wir nichts Anderes sind als „dii minorum gentium". Es ist ein alter philosophischer Ausspruch: Das grösste Unglück richten auf der Welt diejenigen Menschen an, die nichts sind, aber auf all' und jedem Wege dahin trachten, dass man sie zu etwas macht. Diesem Satze folgt man auch hier, wo die Schlaraffengenüsse auf die kleinen Wichte herunterblicken, indem man die General-Consuln zu Ehren-Mitgliedern verschiedener Vereine zu creiren sich bemüht."

„Warum laden sie also dieselben ein, wenn Sie sich durchaus nicht den herrschenden Ansichten über Convenienz anschicken wollen?"

„Das, was wir uns oft gefragt! Vielleicht desshalb, weil es Menschen gibt, welche gleich dem scharfmachenden, stumpfbleibenden Wetzstein nur dazu dienen können, Andere klüger und besser zu machen, ohne es selbst zu werden. — Wir sind eben zu gutmüthig, oder besser gesagt zu dumm, und opfern stets unser Ehrgefühl der liberalen Denkungsart, um vielleicht denn doch einmal eine sehr frag-

liche Geselligkeit hervorzubringen. Leider müssen wir uns jedoch bei jeder Begegnung mit diesen Leuten von der Zwecklosigkeit unseres Verfahrens überzeugt fühlen; wir werden es nie erreichen, und doch haben die Leute ihren Tirocinium und ihre Schlaraffen-Laufbahn als Commis und Läufer angefangen, dieselbe aber leider gar zu schnell vergessen! Oder will der Geldmann seine Ignoranz durch hochtrabendes, nichtssagendes stolzes Benehmen verbergen? Sie müssen sich selbst ihrer Bedeutungslosigkeit bewusst sein, denn — wären sie in ihren eigenen Augen wirklich etwas halb Erträgliches (sagen wir), sie gäben sich wohl kaum Andern gegenüber so viel Mühe, Etwas zu scheinen, was sie *nicht* sind!"

„Debellare superbos, parcere subjectis", sagt Horace. Sie werden also nicht mehr darüber staunen, dass wir in Batavia keinen Verein haben und der vor Zeiten existirende deutsche Turnverein sich auf monatlich zweimaliges Kegelschieben und wahnsinniges Kneipen beschränkte."

XI.

Abreise von Java. — Rückkehr nach Syngapore. — Die weltberühmte Zinn-Insel: „Bangka“, ihr Hafen Müntok. — Die liliputanische Residenz daselbst.

Yang-Choo, jener berühmte Schüler Mentius' *), sagte: „Worin Leute nicht übereinkommen ist res vitae (ωρᾶγμα = the matter of life), worin sie übereinkommen, ist der Tod. Während des Lebens macht man Unterschiede zwischen Intelligenz und crasser Ignoranz, zwischen Klarheit im Denken und Narrheit, zwischen erhabenen und gemeinen Menschen; — wenn todt, theilen Alle ein gemeinsames Schicksal, alle müssen als stinkende organische Wesen in ein Grab — in die Erde! Alle sind geboren und Alle müssen sterben, der Gescheite wie der Dumme, der Erhabene wie der Gemeine, der Geldmann wie der Bettler, der Tugendhafte wie der Lasterhafte. Manche werden 10 Jahre alt, Manche 100 Jahre.“

Mein Weg war nun zurück nach Syngapore! Mit eigenthümlichen Gefühlen betrat ich den kleinen Steamer am Zollhause zu Batavia, der mich an Bord des Dampfers bringen sollte, um dorthin zu gelangen, woher ich gekommen!

*) Ich rathe jedem wissbegierigen Mann, statt so manche moderne geist- und sinnlose Zeitschrift zu lesen — die im hohen

Eine Compagnie Soldaten fuhr sammt ihren braunen Dirnen (Pseudo-Echtgenootinnen) mit.

Ich liess längs dem langen Canal der Batavier Rhede, (wo sich das schlammige Wasser vom vorüberbrausenden Dampfer von Grund aus aufgewühlt wogenähnlich über den Damm herüber in's Meer warf, wo in blauer Ferne die Häuser der Europäer allmälig verschwanden und nur noch einzelne rothe Dächer der chinesischen und malayischen Wohnstätten am batavischen Waldgürtel bemerkbar waren) — einen letzten tiefen, langen Blick auf der Configuration des Landes ruhen, um den Eindruck des Ganzen wohl in meiner Seele aufzubewahren, um ihn nie zu vergessen.

„Soll ich dieses Land wiedersehen", sagte ich —

Grade jeden denkenden Menschen fesselnden Analecten von „Confucius", *Kong-Fou-hè*), die Lehren von „*Mencius*" — die philosophischen Discussionen von *Sam-King* sowie *Yang-Choo* durchzublättern. (Freilich nicht in ihren dreitausendjährigen Original-Bambus-Characteren, wohl aber in der tüchtigen Uebersetzung des Rev. Dr. *Ledge* — Edit.: Hongkong). „Confucius", 551 v. Chr. gestorben, starb arm und verlassen in seinem vierundsiebzigten Jahre — nach dem Tode jedoch wurde er, gleich andern grossen Männern, göttlich verehrt!

„Mencius" war eine ebenso erhabene, aber mehr energische Natur — Höheren gegenüber nicht so schüchtern wie Confucius oder *Humboldt!*

Zu Plato's Zeiten, 371 v. Chr. geboren, hatte er als Zeitgenossen im fernen Abendlande: Aristoteles, Zeno, Demosthenes und Epicurus!

„ist es ein für ewige Zeiten ausgesprochenes Lebewohl?“

Lange noch blickte ich auf den immer kleiner und kleiner werdenden Leuchtthurm der Rhede hin, auf den sich allmälig verfärbenden, mit dem Blau des Himmels verschwimmenden Küstensaum, auf die blauen Berge im Hintergrunde, und — stützte meine Stirn an das Geländer der Backbordseite, um meine Betrachtungen mit dem Schaume des wirbelnden zurückgepeitschten Wassers für immer dahinziehen zu lassen.

Das monotone Stampfen der Räder, die schäumenden Wogenmassen, welche sich aus den Rädern nur mühsam herauswanden, die tiefe Grabesstille der ewig grünen duizend Eilande, durch die unser Dampfer sich hindurcharbeitete . . . . . all' das Poetische stand in grellem Widerspruch, im lebhaftesten Contraste mit dem sonderbar Erlebten.

Die Frische der Meerbrise gab mich mir wieder! Wie aus einem schweren verhängnissvollen Traum erwachte ich und traute meinen Sinnen kaum. Ich konnte wie Jener ausrufen: „Wenn auch der Verstand mit roher Gewalt vernichtet werden könnte — so wäre «keiner» mehr!“

Factisch wurde meine Wenigkeit über eine solche entsetzliche Menge Chicanen und Plackereien aller Art auf curiosem Wege belehrt, von denen ich mir in meinem Leben nie hätte etwas träumen lassen.

„Hélas!“ rief ich, „wie glücklich könnten nicht in diesem irdischen Paradies die Menschen leben! Wie reizend und herrlich entfaltet hier nicht die Natur ihre schönsten Seiten, wie freigebig lässt sie nicht den Sterblichen in ihre Geheimnisse blicken — ihre Wunder ahnen? Hier in dieser feenhaften Inselwelt könnte der Mensch in Eintracht und Liebe ein Leben realisiren, von dem bis dato nur die Phantasie geschwärmt!!“

All' das hinderte natürlich den Dampfer nicht vorwärtszueilen und sich *Müntok*, dem grössten Hafenplatz Bangkas zu nähern.

An Bord machte man sich ziemlich lustig! Wie auf den Mississippi-Fahrzeugen waren auch hier zwei Verdecke zur Benutzung, auf deren oberstes man in kühlen Abendstunden sich flüchten konnte.

Die Soldaten schienen erfreut, unter Klang und Gesang die frische Brise statt der pestilenzialischen Küstenatmosphäre einzuathmen. Arbeit hatten sie keine, diese verrichteten ja ihre Sklavinnen — und der Bugspriet wimmelte von diesen weiblichen Geschöpfen.

Da man fast gar keinen Raum für die Kohle hatte, so waren dies- und jenseits der Maschine, der Küche und des Kamins, damit der Staub des auf dem Verdecke

aufgehäuften Kohlenvorrathes nicht sammt und sonders Passagiere und Mannschaft ersticke, zum allgemeinen Schutz grosse Canevassen aufgespannt.

Die Kabinen waren hingegen geräumig und luftig, mit 1 Quadratmeter grossen Fenstern, aus denen man die vorbeifliegenden höchst grotesken Küstenvorsprünge ganz bequem wie in einem bezaubernden Panorama bewundern konnte. Wie herrlich!

Abends verliess man Aufputz nnd Toilette, welche die Holländer selbst auf malayischen Prauwen während der Nassi-Mahlzeit nie vergessen, und man zog sich luftiger an; aber auch die Vierte-Classe-Passagiere wurden reger.

Holländische, französische, deutsche und malayische kreuz-fidele Soldatenlieder erschollen von dem Bugspriet herüber in die Erste-Classe-Abtheilungen, die Dampfräder bearbeiteten in ewig gleichem Schlag die ruhige See, in der sich der silberne Planet (der gerade zwischen dem hohen Waldgürtel der nicht zu fernen öden, von Amphibien allein bewohnten Küste sich erhob) abspiegelte, — während am Stern des Dampfers sich schon kleine Gruppen um kleine Tischchen gebildet hatten, deren Mitglieder auf echt holländische Weise nach Stärkung des Magens mit Genèyre-Punsch bis spät in die Nacht Karten spielten.

Achtundvierzig Stunden später war die ganze Soldatenwelt auf den Beinen — denn schon erblickte man

durch das Fernrohr am Horizonte den Leuchtthurm Müntoks am — Bangka-Eilande!

Trotz des bergigen Charakters dieser Insel war der Hafen hier ungemein seicht, und musste man eine halbe Stunde durch Träger an's Land geschleppt werden, wollte man nicht selbst hosen- und schuhlos hinüberwaten.

Die Weiber liessen es sich natürlich vortrefflich von ihren Kriegern schmecken und bedauerten nur, dass die Strecke beiläufig nur eine halbe Meile betrug!

Müntok machte auf mich einen freundlichen Eindruck, das Campong-China und Campong-Djawa war nicht weit von den europäischen etwas höher gelegenen Wohnplätzen.

Der Dampfer sollte über Nacht im Hafen liegen bleiben, und da es erst Vormittags war, so schloss ich mich einem kleinen Ausfluge eines Postbeamten an, der nach der Residenz musste.

Bangka ist reichlich von Morästen und Flüssen durchschnitten, die, obwohl an und für sich unansehnlich und klein, doch eine Menge amphibienartige Geschöpfe u. s. w. gastfreundlich beherbergen.

Die mit Hochwald überdeckte Bergkette, deren

höchster, bei 3000 Fuss über die Meeresfläche sich erhebender Gipfel Marras im Norden Bangkas zu suchen, ist primitiver Bildung aus festem Granit, worin der Zinnstein mit Eisenerz in Gängen eingeschlossen ist.

Das Trinkwasser ist mit Thon- und Kalk-Erde, Eisen und Zinntheilen geschwängert, das Klima dem sumatranischen ähnlich, wo warme Tage mit kalten Nächten abwechselnd den Körper abschwächen.

Die Bangkanesen zeigen einen etwas unabhängigeren Geist; die Parias der Bangkanesen aber werden *Orang-laut* genannt; als Parias verleugnen sie den Islam und verehren eigene Götzen. Ihre fast ausschliessliche Nahrung besteht in Fischen, Muscheln, Seeproducten, (daher ihre schuppenartige Hautkrankheit: die *Ichthyosis*).

Diese Orang-lauts stellen ein beträchtliches Contingent zu dem Piratengesindel im niederländischen Archipel.

Auf Bangka gibt es neben Malayen viele Chinesen, die sich mit der Schmelzung des Erzes in offenen Oefen beschäftigen. Neben Zinnerz (welches Ende des 16. Jahrhunderts — andere behaupten 1707 — entdeckt wurde) ist Eisenerz, und südöstlich von Bangka auch etwas Gold mit Sand und Lehmerde vermengt anzutreffen.

Von Müntok sollten wir Delhi, die nordöstliche Provinz Sumatras, berühren, welche durch den Anbau

einer gewissen Tabackssorte in letzter Zeit (1871, 1872 und 1873) eine wohlverdiente Berühmtheit erlangte.

Diesem Taback soll ein solches Aroma eigen, er soll so angenehm sein, dass er sogar die Milde des Cubablattes übertreffen soll.

Bei meinem spätern Besuch auf Java wollte ich auf das Ansuchen des österreichischen Consuls in Syngapore weitere Erkundigungen durch bekannte Leute darüber einziehen und einigen Taback, wie versprochen, Conighi zuschicken, der — wie gewöhnlich eifrig in all' seinen Commissionen, obwohl nie dafür belohnt — denselben zu Pflanzungsproben nach Oesterreich zu versenden gedachte.

Ich verwendete mich daher bei einem Freunde (einem meiner Patienten, J. H. Henkes, Employé in der Firma John Pryce & Co. in Batavia, der vom Residenten zu Delhi für Weincommissionen u. s. w. Geld zu erhalten hatte, welches zu bekommen er sich immer Mühe gab, aber darauf nicht einmal eine Antwort bekam). Ich schrieb, Henkes' Bekannte schrieben zu wiederholten Malen — jedoch mit demselben Resultate. Der Resident war ein eingefleischter Holländer!

Conighi war aber auch nicht glücklicher mit seinen Nachfragen, und alle seine Schritte bei seinen englischen Freunden in Syngapore blieben fruchtlos.

Man hält All' das ganz entsetzlich geheim in den Co

lonien! Niemand soll etwas davon wissen, damit es ja nur der Regierung allein zur Ausbeutung überlassen bleibe.

Zwei Deutsche, welche Syngapore für Delhi verliessen, um genauere Erkundigungen am Platze selbst einzuziehen, wurden Anfangs Oktober 1871 auf die schändlichste, niederträchtigste Weise ermordet. Man sagt, (?!) dass Malayen, (!?) welche eine kleine Summe bei den Reisenden gesehen hatten, sich zu diesem Verbrechen hätten verleiten lassen, um das Geld (!) zu stehlen. *Man sagt das eben nur!* Wenn man jedoch in Betracht zieht, dass in solchen Urregionen — wie Delhi in Nord-Ost Sumatras — der Inländer fast gar keinen Werth auf das Geld setzt (anders auf Java), so wird das Räthsel doppelt! In der That wird man unwillkürlich auf den Gedanken geführt, dass diese unternehmenden Reisenden absichtlich auf dunkeln, mysteriös gegebenen Befehl getödtet wurden, und zwar um so mehr, als selbst die menschenfressenden Bataverstämme Sumatras — bekanntlich die gefürchtetsten — nur ihren Feind oder fette Missionare angreifen, morden und auffressen.

Dies erinnert mich an jenen Pascha von M..... (europäische Türkei), welcher vor beiläufig sechs Jahren einen jungen liebenswürdigen deutschen Ingenieur — (die Ingenieure de pont et chaussée in der Türkei sind meist Deutsche oder Polen), welcher bei seinen Touren rein nur auf Bereicherung seines Skizzenbuches sah und in

Prisvendi ein Stück zerfallene Mauer mit einem Baum abzeichnete — Tags darauf auf seinem Wege abpassen und ermorden liess, weil er für die Festung (ein Conglomerat von alten halbzerfallenen Mauern) gefährliche Pläne gezeichnet hätte! Man fand ihn im Strassengraben mit nach albanesischer Manier abgeschnittenem Kopfe, und nur — — seines Skizzenbuches beraubt.

Den Freund des Ermordeten, Ingenieur *Fischbach*, der wohl den Zusammenhang sofort ahnte, der aber wegen Mangels eines für die dortigen Verhältnisse unbedingt nöthigen felsenfesten Beweises und wegen seiner eigenen Sicherheit nicht auftreten durfte, konnte der Pascha nie ohne Erbleichen ansehen. —

Um aber auf unsere Deutschen in Delhi zurückzukommen, hatten diese Unglücklichen Frau und Kinder in Syngapore, welche, da ihnen Niemand die Hiobspost zu bringen den Muth hatte, die Trauernachricht aus den Zeitungsspalten der „Syngapore Daily Times" erfuhren.

Welch' Mark und Bein durchbohrendes Jammern der Wittwen und Waisen, welch' herzzerreissende Anrufungen an den tauben Himmel, welches Weinen und Stöhnen der Zurückgebliebenen!!

Ich wiederhole es: — Alle müssen in Indien herhalten, um die Regierung und die höchsten Verwalter „fett" zu

machen! Hören wir aber speciell Dr. Epp's denkungswürdige Worte über das tolle Treiben in den ostindisch-holländischen Colonien (pag. 64), die ironisch im grellsten Contraste mit den Worten Yen-Yen's, des Schülers Confucius', Capitel IX, Buch XII, stehen, der dem Fürsten *Gal* auf die Frage: „Was ist zu thun? das Jahr ist ein Missjahr!" Folgendes antwortete: „Hat das Volk Ueberfluss, so wird gewiss sein Fürst nicht darben. Darbt aber das Volk, so kann der Fürst nicht im Ueberfluss schwelgen!"

„Gunst und Nepotismus", sagt unser tüchtiger College, „verschafft Manchem in Indien einen Contract, durch den er sich schnell bereichern, die Bevölkerung aber bedrücken kann. Dieses Corruptionssystem herrschte auch lange genug zu Cheribon und Intramaju. Die Eingeborenen mussten hier das beste Reisland den Contractanten überlassen und den Reis an die Reispellmühle abliefern. Sie erhielten daselbst für den Pikol Padi (Reis in der Hülse) nur 80 Duiten (100 = 1 fl.), und da ihr eigener Vorrath bald aufgezehrt war, mussten sie den gepellten Reis zu 12 fl. den Pikol für ihren eigenen Bedarf zurückkaufen. Elend und Hungersnoth waren die Folgen dieses rücksichtslosen Aussaugungs- und Plünderungssystems. Es brachen Unruhen aus, zu Intramaju ward eine Tabacksplantage in Brand gesteckt. Tausende wanderten aus, Tausende

starben den Hungertod — wurden durch Seuchen hinweggerafft. Selbst nachdem eine Commission zur Untersuchung nach dieser Landschaft abgeschickt worden war, blieb die Reispellmühle im Gange.

„Gewinnsüchtige Chinesen speculirten auf den Menschenhandel und gaben Vorschüsse an Eltern, wofür diese ihnen ihre Kinder überliessen. *Junge Mädchen fielen so der Wollust der Chinesen anheim*, wurden, als Comödiantinnen abgerichtet, nach Batavia und Syngapore verhandelt. (Die Chinesen sind die gewissenlosesten Hallunken und halten den Ausspruch Philipp's von Macedonien für unfehlbar, dass keine Festung uneinnehmbar sei, in welche ein mit Gold beladener Esel steigen könne.)

„In jedem Zweige der Verwaltung finden sich Subjecte, bei welchen eine „unbegrenzte" Habsucht vorherrschend ist, und die ihre Stellung nur dazu benützen, sich zu bereichern, sei es auch auf unerlaubtem Wege.

„Weniger unschuldig ist schon jene Freiheit, welche sich der Vorgesetzte nimmt, seinen Untergebenen sogenannte freiwillige Auflagen aufzubürden, wie Liefern von Brennholz, Gras für Pferdefutter, das Setzen von Vieh in die Campongs, wo es unentgeltlich unterhalten werden muss. So besass ein früherer Resident von Java mehrere schöne Töchter, welche die Steifbettelei in's

Aschgraue trieben und manche goldene Frucht, manchen Diamanten, manches Pferd (sic!) nach Hause brachten. Sündhaft ist freilich die Käuflichkeit, die Feilheit des Rechtes, die Bestechung; aber kaum würde im Heimathlande ein Gewaltträger es wagen, das Jus primae noctis auszusprechen, wie es hier vorgekommen ist. Im Allgemeinen ist man geneigt, Veruntreuungen und Plackereien mit dem Mantel christlicher Liebe eher zu bedecken als zu verfolgen. Nur wenn allzu frech dem Decorum Hohn gesprochen wird, trifft der zerschmetternde Blitzstrahl des Gesetzes zuweilen den Frevler. Echtes Vollblut tastet man nicht gerne an; hat so ein legitimer Dieb Familie, so entschuldigt ihn das sociale Mitleid, und ist er von Familie, so wagt sich die Justiz nicht an ihn. Manchen, den offenkundige Unehrlichkeit ehrlos und unfähig gemacht, dem Lande je wieder zu dienen, sieht man über kurz oder lang wieder im Staatsdienste und durch eine fette Sinecure für seinen „Misstep“ entschädigt. Steht eine Person noch so hoch, sei das Amt welches sie begleitet noch so wichtig, das Haus welches sie macht, noch so glänzend: man kann nicht wissen, ob man einen *Collet* oder *Cartouche* vor sich hat, den heute der indobatavische Plebs beweihraucht und morgen an dem Pranger stehen sieht. Darum ist das Epitheton, welches einmal in der Arnhem'schen Courant der indobatavischen Noblesse beigelegt wurde, „*Goldene Canaille*“, ganz

und gar gerechtfertigt. Leider huldigt man hier dem Reichthum, sei er auch auf unerlaubtem Wege erworben. Ja, der Nabob steht in um so grösserm Ansehen, ein je unverschämterer Wucherer, ein je listigerer Dieb, ein je feinerer Schurke er war. (Leider überall so!)

„Grimmig wird der Indo-Bataver, wenn ein *Ausländer* es wagt, solche Schlechtigkeit aufzudecken, und oft trifft der Schlag nicht den Dieb, sondern seinen Denuncianten, der, vielleicht sein Untergebener, durch Cujonade auf's Aeusserste gebracht, die Schurkerei seines Meisters anzeigt.

„Ein sprechendes Beispiel der Art sahen wir kurz vor unserer Abreise von Surabaja. Der ganze Ingrimm der Gewalt wendete sich in jenem Falle gegen den *Moffen* — den Verdoemeling. Eine lichtscheue Censur hat bis jetzt jeden Gedanken an eine freie Presse verdunkelt, und doch ist nur *diese* im Stande, die schreienden Missbräuche zu beseitigen, Schlechtigkeit und Schurkerei an das Licht zu ziehen, mit Stumpf und Stiel auszurotten; aber wie der gute Katholik unbedingt glauben, so soll der brave Indo-Holländer unbedingt stumm sein. Wer sich über den Zustand der Rechtspflege in Niederländisch-Indien zu unterrichten wünscht, der lese das holländische Werk von van Vliet."

Nachdem der Leser gesehen, auf welche schöne Art und Weise ich meinerseits auf Java aufgenommen und in Batavia behandelt wurde — ist es jetzt hier auch am Platze, in wenigen Worten zu erläutern, worin denn eigentlich die Genugthuung bestand, die mir in Holland bei meiner Rückkehr daselbst auf die indo-batavische Lumperei zu Theil geworden ist!

Zu Anfang dieses Bandes ist die Ankunft in meiner Heimath nach meiner ersten Weltfahrt flüchtig berührt worden .... Meine Heimath! ....

Es war die alte Heimath noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder;
Und „Alles“ war ein Andres doch!
Die Welle rauschte wie vor Zeiten
— — — — — — — — — — —

Nach kurzem Aufenthalt daselbst machte ich mich sofort nach *La-Haye* (die holländische Residenz) auf. Ich brachte meine Angelegenheit der betreffenden Legation vor.

Nachdem ich mich mündlich und schriftlich erschöpft, versprach man mir das Möglichste zu thun; jedoch wurde ich auf die brillante Aussicht aufmerksam gemacht, höchst wahrscheinlich Monate lang in La-Haye warten zu müssen, bis Etwas in der Sache werde entschieden werden.

Bei dieser höchst angenehmen Prospective schiffte

ich mich ohne Weiteres in Rotterdam für Harwich ein — in der Hoffnung, dass ich in London vom Indian Medical Department mit glücklicherem Erfolge werde meine 1400 Francs eincassiren können, die mir noch vom englischen Feldzuge in Ost-Africa von Rechtswegen zukamen.

Leider machte ich die Rechnung ohne den Wirth, denn ich warte noch heutzutage, also nach vier Jahren, vergebens auf deren klingende Auszahlung, die mir zu seiner Zeit, wo ich im Tropen-Anzuge, Mitte Herbst, die nebeligen Gassen des britischen Gomorra durcheilte, höchst wünschenswerth gewesen.

Aergerlich enttäuscht, wollte ich daher schon dem lasterbesudelten Pflaster dieser Metropole sammt ihren eingebildeten Chopsteaks- und Beefsteaks-Vertilgern den Rücken wenden, um über Dover, Calais und Paris nach Wien zurückzueilen, als von der österreichischen Gesandtschaft in London gerade noch denselben Morgen ein Bote mir zwei Briefe zubrachte:

Der eine war vom Gesandten F. M. L. Bar. Langenau, den ich erst vor 14 Tagen in La-Haye verlassen hatte, worin ich ersucht wurde, so schnell wie thunlich wieder nach Holland zurückzureisen, um behufs der bewussten Affaire, die anzupacken schien — persönlich das Nöthige zu urgiren, nachdem die Sache beim Colonial-Minister bereits ventilirt wurde.

Der zweite Brief war von meinem Vater. Die Dokumente, schrieb er mir darin, die man auf diplomatischem Wege eintreiben musste, wären *endlich* in seinen Händen, nachdem sie die langen planetarischen Strecken: Batavia-Holland, dann Holland-Oesterreich (Erkundigungen halber, ob die Papiere wohl echt wären), von Oesterreich wieder zurück nach Holland, von Holland nach Java, von da nach Calcutta zurückgelegt hatten. (Leider war ich schon bereits auf dem Wege nach dem Himalaya, wesshalb die Papiere wieder nach Batavia zurückgeschickt werden mussten, um von Batavia — weil reclamirt — die vierte Reise nach Europa anzutreten!!!)

In La-Haye empfing mich ausserordentlich freundlich der Gesandte — mit seinem Stelzfuss!

Ich konnte es ihm vom Gesichte herablesen, dass gute Nachrichten da waren. Er sagte:

„Ich habe bald nach Ihrer Abreise mit dem Colonie-Minister de Waal gesprochen; er war über die *miserable* Wirthschaft da unten auf Java, so wie über die Art und Weise höchst entrüstet, wie man dort durch sich selbst widersprechende Entschlüsse sich öffentlich blamire. Nach Durchlesung Ihrer Papiere und der Beschlüsse der Batavier Behörde hänge es, bemerkte er mir, rein nur von Ihnen ab, sofort auf Regierungskosten wieder nach Java zurückzukehren. Eine specielle Ernennung von König Wilhelm III. als indischer

Sanitätsofficier würde, sobald Sie dieselbe anzunehmen sich entschliessen, nicht ausbleiben; ausserdem könnten Sie die auf Batavia gehabten, mit 2000 Francs zu Ihrem *bene* angerechneten Auslagen in wenigen Tagen bei der Colonial-Casse beziehen."

Generalsecretär Teith, dieser brave unermüdliche Arbeiter indischer Angelegenheiten, fügte hinzu: „Man wisse ganz gut in La-Haye den Batavischen Plunder wieder gut zu machen."

Minister de Waal war unendlich freundlich und herablassend; kurzum, ich wurde zu meinem Erstaunen überall derart freundlich empfangen, dass ich mir ganz perplex die Frage stellen musste:

„Gehören denn um's Himmels Willen die Holländer in Holland nicht zu demselben Schlag Leute, wie die Holländer auf den Colonien, oder muss man letztere ganz speciell der Verschraubtheit des gesunden Menschenverstandes wegen einer eigenen fremdartigen Menschenfamilie anreihen, wie es scherzweise mein früherer Reisegefährte bei meiner ersten Ankunft mit der menschenähnlichen Affen-Art, — den javanischen Wow-Wows gethan hat??"

Ich konnte all' das damals nicht entscheiden, steckte aber die holländischen Banknoten, die ich mir durch all' die überstandenen Chicanen auf Java gut genug verdient zu haben glaubte, ein und bat um die specielle

Gunst, dass man mir für die Annahme der betreffenden Ernennung wenigstens eine Frist von zwei Jahren gestatte (die gewöhnliche Urlaubszeit indischer Ambtenaare). Wenn ich im Verlaufe dieser zwei Jahre nichts von mir hören lassen würde, könne man über die fragliche Stelle anders verfügen — fügte ich hinzu.

Ach wie rasch flog nicht die Zeit, und immer sah ich mich trotz aller Arbeit und allen Strebens um keine Linie weiter! — Es tauchten in meiner Seele unwillkürlich Vergleiche auf, wie anders ich da stünde, wenn ich unter denselben Verhältnissen ein *Jack* oder *John Bull* gewesen — in ihrer Heimath hätten sie sicherlich einen gastfreundlicheren Herd gefunden. Ich glich einem sich selbst überlassenen Strohhalm, dessen sich kein Teufel annahm, oder einem Schiffbrüchigen, der in Mitte oceanischer Wassermassen einen kahlen Felsen als Rettungsmittel begrüsst, während er dort ebenso wenn auch langsamer zu Grunde gehen muss. (Diesen verhängnissvollen Umständen schrieb ich auch die Exacerbation meines damaligen Kehlkopf-Leidens zu!)

Es verstrich die Zeit, es verstrichen 18 lange Monate mit keiner andern Aussicht, als sammt Kindern am Kummer-Tuche im Kampf um das Dasein in der Vindobona-Stadt nagen zu können — endlich aber

raffte ich mich denn doch zusammen, und mit gegen das Geschick trotzender Stirn, auf alle möglichen Eventualitäten gefasst, schrieb ich mit einem gewissen Widerwillen, den ich mir vergebens zu erklären suchte, dem Colonie-Minister unter der Bedingung um die endliche Ernennung, dass man mir gestatte, per directen Postdampfer über Suez (damals kreuzten noch keine holländischen Dampfer den Canal), und nicht per Segelschiff über's Cap zu reisen, worauf ich die Antwort erhielt: „Das Ansuchen wäre bewilligt, ich solle sofort nach Holland zur Leistung des Eides und Erhebung der nöthigen Reisegelder u. s. w. kommen."

Der Leser weiss auch, wie ich in Haderwyk und Rotterdam ankam, wo ich bekannte Officiere aus Batavia getroffen, die über meinen Entschluss: wieder nach den Colonien zurück zu reisen, ganz erstaunt waren. Ich hätte durch die Publicirung der ganzen Affaire mir höhern Orts viele Feinde auf den Hals geladen; der Armeekommandant *An*..... insbesondere hätte bereits sein Pensions-Gesuch einreichen müssen, damit er in stiller beschaulicher Zurückgezogenheit über alle „seine" Streiche nachdenken könne, deren er eine ganze Legion aufzuzählen hätte!!

„Sie kennen die Leute dort unten noch nicht", sagte mir damals ein Deutscher unter ihnen, „trauen Sie nicht zu viel auf Ihre Unternehmung", — — — und

als er hörte, dass ich gar mit Familie hinunterginge, sagte er treffend: „Dann begreife ich Sie wirklich nicht!“

„Ewig klar und spiegelrein und eben
Fliesst das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin!
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem *Menschen* nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl!

Aber flüchtet aus der „Sinne“ Schranken
In die „Freiheit“ der Gedanken,
Und die Furcht-Erscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und — sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den *Sclavensinn*, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des *Gottes* Majestät!!“
. . . . . .
. . . . . .

Ein leiser Druck von leichter Hand riss mich aus meinen Betrachtungen heraus — Reverien, welche mir die schönen Worte des unsterblichen Dichters wach gerufen!

„Was blickst du so düster nachdenkend in die furchtbar erregten Wogenmassen hinunter .... die uns Allen Furcht und Entsetzen einjagen? ...."

Ich war an die Backbordseite unseres Fahrzeuges gelehnt und so vertieft in den Ueberblick all' der Bilder der Vergangenheit — die sich stürmisch vor meinen Augen drängten, sich gegenseitig verjagten, um anderen Bildern, die sich meine Phantasie für die Zukunft gemalt, Platz zu räumen — dass ich fast die ängstliche Aufrufung meines besorgten Weibes überhört!

In der That war ich ganz erstaunt, dass ich stundenlang auf all' die vorübereilenden sandigen Felsenvorsprünge um die Babelmandebs-Meerenge hingeblickt — auf jene Gestade, welche ich Jahre vorher, da ich nach der Heimath zog, so freudig begrüsst, nun aber auf dem Weg nach dem ostindischen Archipel, auf meiner Retourfahrt nach Java ihnen so traurig Lebewohl zurief!!

Der Peï-ho war ein schlankes, schnelles Fahrzeug, und so gelangten wir denn auch in Aden, jener äussersten Spitze Süd-Arabiens, um einen guten Tag früher an, als man eigentlich daselbst den Messagerie-Dampfer erwartet hatte.

Denselben Abend konnte man an der Absteigetreppe des Steamers folgendes Aviso lesen:

Abfahrt nach Ceylon

Morgen früh, 5 Uhr — den 28. Mai 1870.

Ein Jahr auf den Sandwich-Inseln, mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Dr. Bechtinger. (Wien, C. Gerold's Sohn.)

Ost-Africa. Erlebnisse des Verfassers während des abessinischen Feldzuges. Illustrirt. Von Dr. Bechtinger. (Wien, C. Gerold's Sohn.)

Die chinesische Piraten-Insel Formosa. Reise des Verfassers nach dieser Insel. (In holländischer Sprache gedruckt in Batavia 1871. Rotterdam, Nijgh u. van Ditmar.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von dem Verfasser erschienen früher:

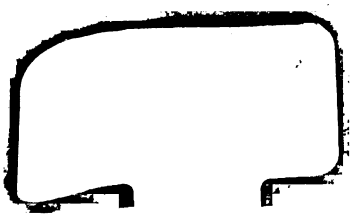
Ein Jahr auf den Sandwich-Inseln, mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Dr. Bechtinger. (Wien, C. Gerold's Sohn.)

Ost-Africa. Erlebnisse des Verfassers während des abessinischen Feldzuges. Illustrirt. Von Dr. Bechtinger. (Wien, C. Gerold's Sohn.)

Die chinesische Piraten-Insel Formosa. Reise des Verfassers nach dieser Insel. (In holländischer Sprache, gedruckt in Batavia 1871. Rotterdam, Nijgh & van Ditmar.)

28735
B—
9.C

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419